

Umriss zu einer Methodologie qualitativer Sozialforschung

Kleining, Gerhard

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Kleining, G. (1982). Umriss zu einer Methodologie qualitativer Sozialforschung. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 34(2), 224-253. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-8619>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

UMRISS ZU EINER METHODOLOGIE QUALITATIVER SOZIALFORSCHUNG

Von Gerhard Kleining

Eine kurze Abhandlung über ein weitgefaßtes Thema läuft Gefahr, als zu skizzenhaft ihr eigentliches Anliegen zu verfehlen. In der Tat ist eine Methodologie ohne Exemplifizierung nur ein Gerüst. Beispiele erfordern aber Ausführlichkeit, sie passen nicht in eine Mitteilung begrenzten Umfangs.

Dem steht die Chance gegenüber, in einer Skizze die einem Autor wichtig erscheinenden Gesichtspunkte mit aller Deutlichkeit darzustellen. Es gibt ja auch eine Reihe kürzerer Beiträge, die gleichwohl die kritische Diskussion von grundsätzlichen Fragen in den Sozialwissenschaften angeregt, wenn nicht gar zur Begründung neuer Denkweisen beigetragen haben.

Mit der vorliegenden Arbeit soll der Anspruch begründet werden, eine qualitative Methodologie sei notwendig, sowohl als Gegenpart, als auch zur Vervollständigung der insgesamt sehr viel weiter und teilweise, wie in der Stichprobentheorie, der Skalierung und der elektronischen Datenverarbeitung, zu eindrucksvoller Geschlossenheit entwickelten quantitativen Methodologie¹. Vergleichbare Literatur über qualitative Methodik in den Sozialwissenschaften gibt es nicht². Das Übergewicht der methodischen Beiträge auf Basis der quantitativen Denkweise ist so groß, daß man den Eindruck gewinnen mag, die quantitative Methodik sei die einzige, oder doch wenigstens die „wissenschaftliche“ in den Sozialwissenschaften. Daß dem nicht so ist, soll hier gezeigt und begründet werden. Es soll deutlich werden, welchen Platz qualitative Sozialforschung im Gesamtbereich der Sozialforschung einnimmt, welchen methodischen Regeln sie unterworfen ist und welche Besonderheiten sie aufweist. Die qualitativen Methoden im einzelnen können hier nicht behandelt werden; es sollte aber klar werden und wird jedenfalls behauptet, daß jedem bisher bekannten quantitativen Verfahren eine qualitative Methodik gegenübergestellt ist, wobei sich beide Verfahrensgruppen auf charakteristische Weise voneinander unterscheiden. Qualitative Sozialforschung läßt sich auf alle Themenbereiche der empirischen Soziologie anwenden, sie greift sogar weiter als die quantitative Methodik und schließt etwa auch die Form künstlerischer und literarischer Produktionen ein, auch über ihren „Inhalt“, der z. T. quantitativ erfassbar ist, hinausgehend.

Der Aufsatz behandelt nicht die vorliegende Literatur, über die sich *Christa Hoffmann-Riem* (1980) kürzlich geäußert hat³, noch geht er von dieser aus. Meine Basis ist eine umfangreiche praktische Erfahrung in der empirischen, sowohl qualitativen, als auch quantitativen Sozialforschung⁴.

I. Das Verhältnis der qualitativen Sozialforschung zu anderen Forschungsverfahren

Die sozialwissenschaftlichen Methoden zur Erkenntnis der Umwelt entstehen aus den Alltagstechniken. In ihnen organisieren sich die persönlichen Erfahrungen und die tradierten der Vorgenerationen zu einem Bestand täglich genutzter Strategien. Wir erkennen, bewerten, verändern die Umwelt nach Regeln, die wir gelernt, erfahren und im Gebrauch verändert haben.

Die Alltagstechniken sind das Reservoir für *alle* sozialwissenschaftlichen Methoden. Sie werden aus ihnen entwickelt, durch Ausgrenzung, durch Absonderung aus ihrem Alltags-Zusammenhang, durch Abstraktion. Beispielsweise experimentieren wir mit Subjekten und Objekten im Alltag, wir erzeugen Situationen, die Menschen oder Gegenstände auf eine Probe stellen. Auch das Spiel hat den Reiz des Ausprobierens. Auf wissenschaftlicher Ebene prüfen wir ein Objekt unter kontrollierten Bedingungen in eingengerter, auf wenige Aspekte reduzierter Weise. Das wissenschaftliche Experiment ist eine Abstraktion des alltäglichen Experimentierens. Gleiches geschieht mit der Beobachtung. Im Alltagsleben erfahren und erkennen wir die Umwelt nicht nur, indem wir uns mit ihr auseinandersetzen, sondern auch indem wir sie betrachten. Geschieht das unter kontrollierten Umständen, also unter Ausgliederung vieler und Konzentration auf wenige Aspekte, so nähern wir uns dem Verfahren der wissenschaftlichen Beobachtung. Oder nehmen wir die Technik der Befragung. Sie hat ihren Ursprung im Gespräch, im Dialog, der wechselseitigen Äußerung, aus der die Frage-Antwort-Einheit abstrahiert wird.

Techniken wie das Experimentieren, das Beobachten und das Befragen sind schon relativ komplexe Handlungsabfolgen, die verschiedene Tätigkeiten und Verhaltensweisen in Kombination miteinander erfordern. Es ist einsichtig, daß auch die einfacheren Verfahren, aus denen sie sich konstituieren, Basistechniken des Alltagsverhaltens sind: wie die spontane Aktivität, der Ursprung jeder Veränderung der Umwelt durch den Menschen und also auch des kontrollierten Experiments, oder der Vergleich von zwei Erlebnisinhalten oder -formen, der Ursprung jeder Interpretation qualitativer und quantitativer Art, nicht nur der „vergleichenden Methode“, sondern beispielsweise auch des Messens.

Die sozialwissenschaftlichen Verfahren zur Erkenntnis der Umwelt sind also nicht aufgesetzt auf die natürlichen Techniken, ihnen nicht fremd, nicht deduziert aus in sich widerspruchsfreien Gedankengebilden, sondern nach den gleichen Regeln funktionierend wie die natürlichen. Alle Erkenntnisstrategien haben dieselbe, nämlich die *pragmatische* Basis. Ist dem so, so eröffnet sich die Chance, die sozialwissenschaftlichen Techniken besser zu erkennen und zu handhaben, indem man sie mit ihren Quellen, den Alltagsstrategien, im Zusammenhang sieht. Dann sind die Alltagstechniken die Basis, aus denen sich die qualitativen Verfahren als eine erste, die quantitativen Techniken aber als eine zweite Stufe der Abstraktion entwickeln.

Diese Konzeption führt zu drei Folgerungen. Die erste ist die Behauptung der *Einheit der Methoden*. Wenn alle Verfahren aus den Alltagstechniken entspringen, so gehören sie zusammen und können als Einheit gesehen werden. Anders ausgedrückt: sie stehen miteinander in bestimmter, noch zu untersuchender Beziehung. Dies betrifft sowohl

die Verhältnisse der Techniken auf den verschiedenen Abstraktionsebenen, als auch die verschiedenen Techniken selbst, die Befragung, Beobachtung, das Experiment. Greifen wir eine Abstraktionsebene oder Technik heraus, so müssen wir sie als in Beziehung stehend denken zu den anderen Techniken und den anderen Abstraktionsebenen. Es gibt keine spezielle Methodologie für einzelne Verfahren, jede ist Teil einer umfassenden Methodologie für alle Verfahren. Es gibt auch keine speziellen Prüfmethode, die einem bestimmten Verfahren oder nur solchen eines bestimmten Abstraktionsgrades angemessen wären, jedes Verfahren ist Teil einer wissenschaftlichen Prüfung im allgemeinen, auf die speziellen Bedingungen des Verfahrens angewandt.

Die These von der Einheit der Methoden besagt nicht, daß alle Verfahren gleich sind, gleich behandelt werden dürfen oder sich gleichen Beurteilungskriterien zu unterwerfen haben (Einheit wird nicht als Uniformität verstanden), sondern daß alle Verfahren miteinander in bestimmter, erforschbarer Beziehung stehen, daß es also ein „System“ der Methoden gibt.

Trifft dies zu, dann kann man, nach Aufdeckung ihrer Bezüge, z. B. die bekannten Forschungstechniken auf ihre Vollständigkeit prüfen. In der Tat finden sich „Lücken“. Die wichtigste ist das Fehlen der Kenntnis der Technik des „qualitativen Experiments“, das sich in charakteristischer Weise von dem vergleichbar gut erforschten quantitativen Experiment unterscheidet. Ich hoffe, gelegentlich darüber berichten zu können. Dagegen haben Befragung, Beobachtung, Analyse verbaler und nicht-verbaler Äußerungen ihre bekannten Entsprechungen sowohl auf qualitativer als auch quantitativer Ebene.

Die zweite Folgerung ist die Behauptung der *Abfolge der Verfahren*. Wenn die Alltagsstrategien die Quelle der sozialwissenschaftlichen Techniken sind, dann sind sie auch „früher“ als die Verfahren, die durch Ausgliederung und Abstraktion aus ihnen entstanden sind. Und wenn die qualitativen Verfahren einen geringeren Abstraktionsgrad besitzen als die quantitativen, dann sind sie „früher“ als diese⁵. Die These von der Abfolge der Verfahren besagt, daß aus den Alltagstechniken durch Abstraktion die qualitativen Verfahren entstanden sind, bzw. entstehen können, und aus diesen die quantitativen, und daß diese Abfolge zwingend ist. Sie widerspricht der Behauptung, daß es sinnvoll sei, sich die sozialwissenschaftlichen Verfahren etwa aus der formalen Logik ableiten zu denken, oder die qualitativen aus den quantitativen. Die abstrakteren Methoden sind nicht der Maßstab für die konkreteren, die gleichzeitig die komplexeren sind, sondern sie sind aus ihnen hervorgegangen.

Dies impliziert, daß eine wissenschaftliche Behandlung eines Themas mit Techniken zu beginnen hat, die mit niedrigerem Abstraktionsgrad aus den Alltagstechniken entstanden sind, nicht mit solchen eines hohen Abstraktionsniveaus. Qualitative Forschung ist demnach in der Forschungspraxis auch „früher“ als quantitative anzusetzen. Sie muß in jedem Fall der quantitativen Forschung vorausgehen, braucht aber nicht von ihr gefolgt zu werden. Wenn sie einen Gegenstand erklärt, so hilft eine Quantifizierung nicht; erklärt sie ihn nicht, so kann quantitative Forschung den Fehler auch nicht ausgleichen. Qualitative Analysen können also ohne Quantifizierung auskommen. Das Umgekehrte ist nicht der Fall. Die quantitative Forschung braucht die Vorstufe der qualitativen, ohne die sie Gefahr läuft, Sinnlosigkeiten zu produzieren, deren Vermeidung ja gerade die Aufgabe der qualitativen Forschung ist.

Drittens folgt aus der These von der Entwicklung der sozialwissenschaftlichen Verfahren der Erkenntnis aus den Alltagstechniken die Behauptung des *Gegensatzes* zwischen den qualitativen und quantitativen Verfahren. Sie unterscheiden sich nicht nur dadurch, daß sie verschiedenen Abstraktionsebenen zugehören. Sondern sie unterscheiden sich gleichzeitig durch die Art der Abstraktion aus den Alltagstechniken. Im Alltag erkennen wir die Umwelt, indem wir Sinneseindrücke miteinander vergleichen und dabei Gemeinsamkeiten und Unterschiede feststellen. Vereinfacht ausgedrückt abstrahiert die qualitative Sozialforschung die Technik des Vergleichs auf *Gemeinsamkeiten*, die quantitative die des Vergleichs auf *Unterschiede* aus den Alltagsverfahren. Genauer betrachtet ist zu berücksichtigen, daß diese Abstraktion ein Prozeß ist, so daß es richtiger ist zu sagen: die qualitative Sozialforschung arbeitet in *Richtung* auf das Erfassen von Gemeinsamkeiten, die quantitative in *Richtung* auf das Erfassen von Differenzen. Jede Aktivität enthält den jeweils anderen Aspekt ebenfalls, aber in ganz unterschiedlicher Form, so daß hinter der scheinbaren Symmetrie der Verfahren ihr Gegensatz erkennbar wird: die qualitative Sozialforschung analysiert die Gemeinsamkeiten von zwei oder mehr Gegebenheiten, indem sie die Unterschiede zwischen ihnen überwindet. Die quantitative erfaßt Unterschiede dadurch, daß Gemeinsamkeiten als Basis für den Vergleich festgesetzt werden. Deswegen sind die Zielsetzungen der beiden Forschungsarten verschieden: Aufdeckung von Bezügen dort und Messen unterschiedlicher Ausprägungen schon bekannter Bezüge hier. Ihre Techniken und Strategien unterscheiden sich dementsprechend: die Forschungsplanung, die Definition des Gegenstandes, die Auffassung von der Rolle des Forschers, die des Samples, die Untersuchungsinstrumente, die Analyse- und Prüfverfahren. In ihrer reinen Form sind die qualitativen das genaue Gegenteil der quantitativen Verfahren, durch Widersprüchlichkeit von ihnen unterschieden, aber eben dadurch gleichzeitig mit ihnen verbunden⁶.

II. Das Ziel der qualitativen Sozialforschung

Qualitative Sozialforschung ist die Herauslösung und Systematisierung der Entdeckungs-Techniken aus den Alltagsverfahren. Ihre Hilfswissenschaft ist deswegen die *Heuristik*.

In der Soziologie hat die Heuristik bisher praktisch keinen Eingang gefunden, was u. a. zum Mangel an Kenntnissen über die Grundlagen der qualitativen Sozialforschung beiträgt⁷. Dagegen gibt es in der empirischen Psychologie, besonders der kognitiven, eine heuristische Tradition, wenn man „Problemlösung“ als heuristisches Anliegen ansieht. *Paul Lazarsfeld* hat auf die Wichtigkeit der Würzburger Schule der Denkpsychologie (*Oswald Külpe*, *Karl Marbe*, *Karl Bühler*, *Narziss Ach*, *Otto Selz* u.a.), für die empirische Erforschung von Denken und Handeln hingewiesen (*Lazarsfeld* 1972). Ebenfalls von großer Bedeutung ist die Gestaltpsychologie; zu nennen sind sowohl die Richtungen, die sich mit Wahrnehmungsproblemen, als auch die, die sich mit Denk- und Entscheidungsprozessen befassen (*Duncker* 1974, *Köhler* 1971, *Lewin* 1955). Die „kognitive Wende“ in der Psychologie der 60er Jahre hat den Boden bereitet für die empirische Untersuchung von Heurismen⁸.

Die psychologische Heuristik ist für Soziologen nicht deshalb wichtig, weil sie Lösungsmethoden für bestimmte Denkprobleme anbietet – die Aufgabenstellung ist für Psychologen eine andere als für Soziologen – sondern weil sie Problemlösungsprozesse selbst untersucht und deswegen Grundlagen schafft auch für eine soziologische Heuristik.

Es muß allerdings angemerkt werden, daß dieses bisher nicht zur Entwicklung einer Methodenlehre für qualitative Sozialforschung in der Psychologie geführt hat, wo, soweit ich die Literatur überblicke, derzeit die Beschäftigung mit quantitativer Methodik vorherrscht, von gewissen psychoanalytischen und psychotherapeutischen Richtungen abgesehen.

Tatsächlich müßte der Entwurf einer qualitativen Methodologie für die Psychologie denselben hier beschriebenen Verfahren folgen, nur daß als „Gegenstand“ der Gegenstand der Psychologie eingesetzt würde, also der einzelne Mensch in seinen Bezügen, nicht ein sozialer Sachverhalt.

Das Verhältnis der qualitativen Sozialforschung zur *Hermeneutik* ist differenzierter. Die philosophische Hermeneutik, obgleich (nach der Positionsbeschreibung durch *Hans-Georg Gadamer*) mit geisteswissenschaftlicher Methodik nicht befaßt (1975, Vorwort), liefert doch Beiträge zur qualitativen Methodologie. Seine Behandlung der Offenheit der Frage oder des hermeneutischen Zirkels sind für den qualitativen Sozialforscher unmittelbar nützlich. Dagegen können jene hermeneutischen Richtungen, die sich, in der *Schleiermacher*-Nachfolge, als Kunstlehren betrachten, ähnlich wie die der „Einfühlungs“-Theoretiker des Verstehens, den methodischen Ansprüchen einer entwickelten Sozialwissenschaft nicht genügen. Die angewandte theologische, juristische, philologische und historische Hermeneutik begreift sich, legitimerweise, auch als Verfahren zur Wiederherstellung eines verfälschten oder zur Interpretation eines zunächst unverständlichen Textes, der einer Exegese bedarf. Dies ist nicht eigentlich das Problem der qualitativen Sozialforschung. Sie will nicht deuten, entschlüsseln oder originale Zusammenhänge restaurieren, sondern Neues finden. Ihr Gegenstand ist die in ihren Verbindungen und Bezügen unentdeckte soziale Realität, nicht ein bereits – aber möglicherweise falsch – interpretiertes Gebilde. Qualitative Sozialforschung ist im Kern keine Deutungskunst, sondern ein Entdeckungs-Verfahren⁹.

Dagegen ist die „objektive Hermeneutik“ von *Oevermann* und Mitarbeitern eine empirische Technik, die meines Erachtens einen Beitrag zur qualitativen Methodik leistet. Sein Ansatz ist einer der wenigen neuen, der die qualitative Methodik im Prinzip voranbringt (gewisse Vorbehalte, die sich auf die Umständlichkeit und Aufwendigkeit des Verfahrens beziehen, sollen hier nicht erörtert werden – vgl. *Oevermann* 1979).

Es wird behauptet, die qualitative Sozialforschung sei die eigentliche Entdeckungs-Methode der empirischen Sozialforschung. Das besagt nicht, die Alltagstechniken oder die quantitative Sozialforschung seien ungeeignet zu Entdeckungen. In gewissem Sinne sind alle Forschungsverfahren auf die Erfassung neuer Informationen ausgerichtet. Aber die qualitative Sozialforschung entdeckt auf systematischere Weise als dies im Alltag geschieht, und sie entdeckt in grundlegenderer Form als die quantitative Sozialforschung. Qualitative Techniken sollen dem Forscher unbekannte, von ihm auch nicht vermutete Beziehungen aufdecken. Quantitative Verfahren, sofern sie nicht nur

anhand vom Forscher vorgegebener Dimensionen messen, sondern Daten multivariat gruppieren, wie bei Cluster- oder Faktorenanalysen, können das vom Forscher entwickelte Instrumentarium nicht überspringen, sie bleiben in seinen Grenzen. Insofern ist quantitative Sozialforschung mehr „beschreibend“ als entdeckend, weil sie Daten innerhalb eines vorgegebenen Kategorienschemas liefert und nicht das Kategorienschema selbst¹⁰.

Daraus widerlegt sich die gelegentlich aufgestellte Behauptung, die Exploration durch qualitative Sozialforschung sei nur hypothesen-fördernd, Hypothesen aber müßten „überprüft“ werden: entdeckte Zusammenhänge sind nur durch andere Entdeckungsverfahren zu prüfen. Gefundenes kann freilich durch Meßverfahren mit vorgegebenen Variablen, wenn auch mit höherem Abstraktionsgrad, *abgebildet* werden.

Qualitativ erforschte Ergebnisse werden also qualitativ, nicht quantitativ geprüft. Daß quantifizierte Daten aber auch als Ausgangspunkt für die Entdeckung von Zusammenhängen dienen können, unter Bedingungen, wie sie später aufgeführt werden, widerspricht dem nicht: alle Arten von Daten können Ausgangspunkt einer Entdeckungsstrategie sein.

Was will qualitative Sozialforschung entdecken? Sie entdeckt Beziehungen, Verhältnisse, Verbindungen, Bezüge, Relationen. Damit kommen wir auf den *Strukturbegriff*, wie er für qualitative Forschung verwendet werden sollte.

Er ist ein rein relationaler. Scheinbar besteht unsere Umwelt für uns aus Gegenständen, Personen, Umständen, zwischen denen Verbindungen existieren: zwei Menschen sind durch das Verwandtschaftsverhältnis Vater-Sohn, zwei andere durch das Herrschaftsverhältnis Herr-Knecht miteinander verbunden; oder eine Person mit einem Gegenstand durch das Besitz-Verhältnis, das die Person in einen Besitzer, das Objekt in einen Besitz verwandelt. Die Triade von mindestens zwei Gegebenheiten und einer Beziehung zwischen ihnen, die sie in Verbindung bringt, ist nur scheinbar. Tatsächlich *ist* der Gegenstand die Beziehung. Verschwindet das Verwandtschaftsverhältnis Vater-Sohn, so verschwindet mit ihm sowohl der „Vater“, als auch der „Sohn“, es gibt den einen nicht ohne den anderen. Das heißt, die Menschen sind die Relation. Nehme ich das Herrschaftsverhältnis weg, so verschwindet der „Herr“ und auch der „Knecht“. Gleiches geschieht mit dem Besitzverhältnis. Man kann auch sagen, Beziehungen manifestieren, konkretisieren, materialisieren oder vergegenständlichen sich in Personen und Objekten, oder noch anders: die Struktur objektiviert sich. Ziel der qualitativen Sozialforschung ist es dann, die scheinbar festen Objekte in Relationen aufzulösen¹¹.

Der Strukturbegriff berührt sich mit dem des „*Systems*“, denn Relationen sind begrenzt auf bestimmte Bereiche, räumlich und zeitlich. Sie haben beschränkte Existenz, die jeweils Gegenstand der Forschung ist. Die Systembereiche sind nicht a priori definiert, wie in den „Grand Theories“ (Mills 1959), sondern jeweils durch Forschung zu entdecken. Es ist auch nicht festgelegt, daß soziale Tatsachen durch soziale, ökonomische nur durch ökonomische, psychologische durch psychologische zu erfassen sind, wie auch nicht, daß ideologische immer auf ökonomische zurückgeführt werden müssen. Dies bleibt jeweils der Erforschung des Einzelfalles überlassen.

Faßt man das Ziel der qualitativen Sozialforschung als systematisierte Entdeckung von Relationen oder Strukturen, so wird qualitative Sozialforschung als soziale *Diagnostik*

verstanden. Diagnose, nicht Beschreibung von Symptomen ist also ihr eigentliches Anliegen. Dieses Ziel zu erreichen, muß sie Methoden entwickeln, und an ihm muß sie gemessen werden. Daß der Diagnose eine Therapie, der Erkenntnis also Handeln folgt, ist eine naheliegende Folgerung, geht über die Möglichkeiten dieser speziellen Forschungstechnik aber hinaus.

Nach ihren diagnostischen Fähigkeiten befragt, zeigt sich sogleich, daß dieser Aspekt in sehr unterschiedlicher Weise in den einzelnen Sozialwissenschaften ausgeformt ist. In der Psychologie gibt es eine „Diagnostik“, als eigene Sparten in der klinischen Psychologie, die durch die medizinische Diagnostik beeinflusst ist und in verschiedenen angewandten Psychologien, wie der Arbeits- oder Schulpsychologie (Eignungsdiagnostik). In der Soziologie scheint nicht nur der Ausdruck, sondern das Konzept selbst zu fehlen. Derzeit hat die medizinische und die klinisch-psychologische Diagnostik noch einen gewissen Vorbildcharakter für die soziologischen Bemühungen auf diesem Gebiet¹².

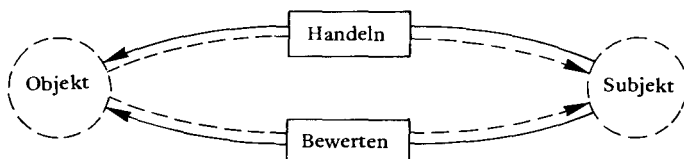
„Soziale Indikatoren“ können zu einer Systematisierung und besseren Überschaubarkeit von Symptomen beitragen, wie die Fiebertabellen, sind aber noch nicht die Analyse. Man muß hier die Gefahr vermeiden, von solchen „Indikatoren“ mechanisch auf jeweils zugehörige „Ursachen“ zu schließen, ähnlich wie bei den Traumbüchern, die Träume anhand eines Wörterbuchs deuten.

Die Analogie zur medizinischen Diagnostik darf nicht zu weit getrieben werden. Soziale Diagnostik, in der Zusammenhänge von Symptomen erst gefunden werden müssen, unterscheidet sich von einer Diagnostik, in denen Strukturen – wie „Krankheitsbilder“ – schon zum großen Teil bekannt sind. Dort wird die Entdeckung von Zusammenhängen gefordert, hier hauptsächlich die Zuschreibung von Symptomen zu schon entdeckten Strukturen. Möglicherweise wird sich das Gewicht auch in der Sozialdiagnostik mit der Zeit in diese Richtung verschieben.

Natürlich darf man auch „Diagnostik“ nicht mit „Diagnostik von Krankheiten“ gleichsetzen, ein ohnehin schwankender und zur Erklärung gesellschaftlicher Zusammenhänge nicht geeigneter Begriff. Die Forderung nach einer soziologischen Diagnostik ist nur eine andere Weise, die Entwicklung einer Entdeckungs-Methodik für soziale Zusammenhänge zu verlangen.

III. Vier Regeln für qualitative Sozialforschung

Die Entdeckungs-, Such- oder Findestrategie basiert auf vier Regeln, die anhand eines einfachen Modells erläutert und begründet werden sollen.



Das Grundverhältnis ist das zwischen Subjekt und Objekt: dem suchenden Forscher und dem gesuchten Gegenstand. Der Forscher will eine noch unbekannte Gegebenheit finden. Dazu bedient er sich zweier Handlungsstrategien, die analytisch getrennt werden können: zum einen *tut* er etwas, er handelt im engeren Sinne, greift in das Raum-Zeit-Geschehen, es verändernd, ein, erzeugt durch Aktion Reaktionen. Zum anderen *beurteilt* und bewertet er diese Reaktion, um danach sein Handeln neu zu steuern (daß er hierzu auch noch eine Speicherkapazität für Informationen benötigt, ist ein psychologisches Faktum, das uns hier nicht zu beschäftigen braucht). Indem das Subjekt –

das natürlich nicht isoliert, sondern als Teil eines sozio-kulturellen Umfeldes gesehen werden soll – handelnd und Informationen bewertend agiert, sucht es den Gegenstand und nähert sich ihm, um ihn zu finden. Alle Bereiche stehen miteinander in enger Beziehung, sie bestimmen einander und sind voneinander abhängig, durch Aktion und Reaktion, Tätigkeit und Wirkung, Informationserstellung und -verarbeitung, wenngleich der Suchprozeß natürlich vom Subjekt ausgeht und das Objekt gefunden wird. Oder das Gesuchte wird nicht gefunden. Dann entsteht Ratlosigkeit, weil nicht bekannt ist, warum das erwartete Ergebnis nicht erzielt wird: ob die gesuchte Gegebenheit gar nicht existiert, oder ob nur die Suchmethoden unangemessen sind. Bis ein neuer Anlauf unternommen wird etc.

Der Prozeß wird analytisch aufgeteilt, wie im Suchmodell angegeben, weil dann die Regeln besser exemplifiziert werden können, die jede der vier Instanzen und Handlungsrichtungen betreffen. Die Regeln sind Abstraktionen von Verhaltensweisen und Tätigkeiten, die im Alltag auch verwendet werden.

Regel 1 über das Subjekt, den Forscher:

Das Vorverständnis über die zu untersuchende Gegebenheit soll als vorläufig angesehen und mit neuen, nicht kongruenten Informationen überwunden werden.

Die Regel besagt, daß wir für Informationen, die mit dem Gegenstand der Untersuchungen im Zusammenhang stehen oder von ihm ausgehen, offener sein sollen als für unsere eigene Ansicht über ihn. Es ist falsch zu glauben, wir könnten den Suchprozeß mit einer „tabula rasa“ beginnen, gewissermaßen vorurteilslos. Wir müssen den Weg der Überwindung des Vorverständnisses gehen, und zwar im Prozeß des Forschens. Dies geschieht, indem wir unser Wissen und unsere Ansichten über den Gegenstand, das was wir von ihm kennen, über ihn glauben, von ihm erfahren haben, als Vor-Verständnis oder Vor-Urteil akzeptieren, aber diese Kenntnis als disponibel, veränderbar, überwindbar, als vorläufig auffassen, also offen sind für neue Informationen¹³.

Das ist schwieriger, als es den Anschein hat. Menschen tendieren zum Egozentrismus, ihre Identität wird gefährdet, stellen sie Teile ihres Wissensbestandes infrage. Dies ist auch einer der Gründe, weshalb es Zeit braucht, bis neue, mit den bisherigen Ansichten nicht kongruente Mitteilungen akzeptiert werden können.

Die Regel betrifft die Einstellung zu und den Umgang mit neuem Wissen im Vergleich zum bisherigen, die „Offenheit“ für neue Informationen, also solche, die anders sind als die bisherigen (zum Prinzip der „Offenheit“ siehe Gadamer 1975, S. 344 f., und Hoffmann-Riem 1980).

Um die psychische Bereitschaft zu ihrer Akzeptanz zu fördern, können Techniken angewandt werden, von denen einige hier gestreift werden sollen. Es sind meistens Vermeidungs-Strategien. Es hilft nichts, die eigene Position dadurch zu verfestigen, daß man eingangs den Standpunkt definiert, von dem aus man einen Gegenstand betrachten will. Es hilft auch nichts, sich eine in der Literatur behandelte bestimmte Position zu eigen zu machen. Die Chancen sind dann gering, über das bereits Bekannte hinaus, etwas Neues zu entdecken. Glaser und Strauss empfehlen, zunächst überhaupt auf Li-

teraturstudium zu verzichten (Glaser, Strauss 1979, S. 37). Ich halte es nur dann für nützlich, sich zu Beginn einer Projektarbeit mit Literatur vertraut zu machen, wenn das Literaturstudium möglichst extrem unterschiedliche Positionen einbezieht, die Verunsicherung des Forschers also fördert. Die Neigung, sich mit dem Gegenstand selbst, nicht sich mit Literatur über ihn zu beschäftigen, wird dadurch gestärkt. Erreicht man nach dem Literaturstudium den Status „ich weiß, daß ich nichts weiß“, dann ist dies die beste Ausgangslage. Die des „Experten“ ist die schlechteste.

Generell wird also Offenheit des Forschers gegenüber dem Gegenstand gefordert. Dies betrifft nicht nur seine Einstellung, seine Motivation, sondern auch die Forschungsinstrumente, deren er sich bedient. Es ist klar, daß etwa eine „Frage“ an oder über den Gegenstand nicht Antwortkategorien enthalten soll, die vom Forscher, nicht vom Gegenstand stammen. Erlaube ich einem potentiellen Informanten nur mit ja oder nein auf meine Frage zu antworten oder Intensitäten auf einer von mir vorgegebenen Skala anzugeben, so kann ich nicht erwarten, etwas zu erfahren, was über mein eigenes Bezugssystem hinausreicht. Dies ist die Begründung für die Verwendung der „offenen Frage“ in der qualitativen Sozialforschung. Sie soll dem Befragten Gelegenheit geben, unter möglichst geringem Bezug auf meine Frage, die ihm selbst wichtig erscheinen den Themenbereiche anzusprechen. Oftmals ist es dazu nützlich, die Frageformulierung durch umschreibende Ausdrücke flexibel zu machen, so daß sich der Befragte aussuchen kann, welchen Teil der Frage er beantworten will¹⁴.

Die für qualitative Forschung nötigen Einstellungen und Strategien des Forschers sind völlig entgegengesetzt den hypothesenprüfenden Verfahren der quantitativen Sozialforschung. Hier ist der Forscher in der Rolle des Experten, der die Literatur und seine eigene Position kennt und eine Hypothese über den Gegenstand präzise und unmißverständlich formulieren kann, die dann operationalisiert wird durch Umformung in eindeutig verständliche, möglichst „geschlossene“ Fragen und idealerweise metrische Skalen, von denen man weiß, was sie messen. Der Experte prüft die Hypothese und entscheidet nach bestimmten Kriterien, ob sie falsifiziert oder nicht falsifiziert werden kann. Hat der Forscher die qualitative Phase übersprungen, kennt er die Struktur des Gegenstandes also nicht, so entsteht das Problem, daß der Experte, mit möglicherweise großem Aufwand, nur sein eigenes Vorverständnis über den Gegenstand testet und nichts Neues über ihn erfährt.

Die Aufforderung zur Überwindung des eigenen Vorverständnisses durch Offenheit gegenüber dem Gegenstand ist in Übereinstimmung mit dem *Verstehens-Begriff*, so wie er für qualitative Forschung als angemessen erscheint. Wenn das Ziel der Forschung, wie vorher beschrieben, die Entdeckung von Strukturen ist, dann ist „Verstehen“ die Anpassung der epistemischen Struktur des Forschers an die gefundene, erforschte des Gegenstandes. Das „Aha-Erlebnis“, in der Psychologie beschrieben, entsteht als Zeichen der Übereinstimmung des durch den Forschungsprozeß veränderten eigenen Vorverständnisses über den Gegenstand mit der durch die Forschung entdeckten Struktur des erforschten Objektes. Diese Veränderung ist der Verstehensprozeß, durch ihn wird das Vor-Verständnis zum Verständnis¹⁵.

Regel 2 über das Objekt, den Gegenstand:

Der Gegenstand ist vorläufig, er ist erst nach erfolgreichem Abschluß des Findungsprozesses ganz bekannt.

Die Regel geht von dem Umstand aus, daß wir einen gesuchten Gegenstand oder seine zeitliche oder räumliche Lage zu Beginn des Suchens noch nicht kennen. Sie besagt, daß wir den Gegenstand gleichwohl, aber vorläufig, definieren. Eine „offene“ Bestimmung ist dabei nützlicher als eine enge, da der „eigentliche“ Gegenstand ja nicht bekannt ist: „Wir wollen XY untersuchen“, „wir vermuten irgend eine Besonderheit bei Z“, etc.

Die Vagheit oder Vorläufigkeit bei der Bestimmung des Gegenstandes zu Beginn der Forschung entspricht der Unsicherheit, die der Forscher zu Beginn der Arbeit seinem Vorverständnis entgegenbringt. Beides dient dazu, den Forscher „offen“ zu halten für Hinweise auf den Gegenstand, für Spuren von ihm, für das Erkennen von Bezügen, die zur Aufdeckung seiner Struktur führen. Er muß es bleiben während des Forschungsprozesses, denn im Verlauf der Arbeit kann sich der Gegenstand verändern gegenüber der vorläufigen Annahme, und er wird, kann der Prozeß erfolgreich abgeschlossen werden, erst zu Ende seine wahre Gestalt zeigen. Die Regel besagt also, daß man der Veränderung des Gegenstandes in der Sicht des Forschers, die durch den Forschungsprozeß eintritt, folgen soll, weil dies wegführt vom Vor-Verständnis, das zu seiner Findung nicht ausreichend war.

Das Objekt kann sich im Forschungsprozeß thematisch verändern. Ein zunächst gewähltes Thema kann auch einfach verschwinden und an seiner Stelle kann ein anderes erscheinen. Oder die Breite und Weite seiner Bezüge verändern sich. Es kann sich als Teilproblem eines viel umfassenderen Zusammenhanges herausstellen, der die eigentliche Thematik darstellt oder außer dem zunächst untersuchten auch eine Reihe von Teilproblemen umfassen, die bisher vielleicht noch nicht in den Blickpunkt der Aufmerksamkeit gerückt wurden. Oder es wird aus dem bisherigen Zusammenhang gelöst und einem anderen Themenbereich zugeordnet. Oder schließlich: es kann als bisher unbekannte Gegebenheit erstmalig beschrieben werden. Die klassischen Untersuchungen, etwa der Chicago-Schule, liefern Beispiele dafür. Indem die Struktur eines Objektes entdeckt wird, werden auch die Grenzen der Struktur bestimmt, das „System“ erscheint und gibt sich gegenüber seinem vorläufigen Bild als anders zu erkennen. Dieses „Andere“ ist das Neue.

Während der Gegenstand im Prozeß der qualitativen Forschung erst entsteht, muß er bei quantitativem Ansatz bereits bestimmt sein, damit man ihn testen, messen und quantitativ charakterisieren kann. Quantitative Forschung beginnt deswegen, in Umkehrung des Vorgehens bei qualitativer Forschung, üblicherweise mit der Definition des Gegenstandes.

Regel 3 über das Handeln:

*Der Gegenstand soll von „allen“ Seiten angegangen werden.
Regel der maximalen strukturellen Variation der Perspektiven.*

Die Regel besagt einfach, man solle einen Gegenstand von allen Seiten betrachten, betasten, erleben, um ihn „richtig“ d. h. nicht einseitig zur Kenntnis zu nehmen. Wir tun das mit neuen Gegenständen, Kinder tun das mit Spielzeug, das auch zerlegt, wieder zusammengesetzt, auf verschiedene Weise belastet wird. Auch junge Tiere „spielen“ mit dem eigenen Körper, Raubtiere mit der Beute, usw. In allem steckt Erkenntniswert.

In der seriösen Journalistik wird eine einseitige Berichterstattung geringgeschätzt, obwohl die Satire und die Polemik – einseitig aber zutreffend – gegenüber der Verfälschung ihren Platz behaupten. Die Gegenrecherche gilt als journalistische Sorgfaltspflicht, die Gegendarstellung hat ihren Platz im Presserecht. „Audiatur et altera pars“ ist schon ein Grundsatz des römischen Rechtes. Die wissenschaftliche Behandlung eines Themas soll „umfassend“ sein und gegensätzliche Standpunkte darstellen und bewerten. Die medizinische und die klinisch-psychologische Diagnostik bedienen sich stets mehrerer unterschiedlicher Verfahren, um Daten für eine Diagnose zu erstellen. Aus diesen Quellen stammt unsere Regel.

Die Alternative zur einseitigen Betrachtung ist nicht die – eine – Gegenposition, sondern sind alle möglichen Betrachtungsweisen. Da der Gegenstand der Untersuchung nicht, oder nur vorläufig, bekannt ist, sind die für ihn möglichen Betrachtungsweisen natürlich auch nicht bekannt. Die Globalregel muß deswegen in Teil-Anweisungen aufgeteilt und so operationabel gemacht werden. Erreicht werden soll eine möglichst starke Unterschiedlichkeit der Informationen über den Gegenstand, die strukturell verschiedene Aspekte enthalten soll. Strukturell verschieden sind Betrachtungsweisen, die unterschiedliche Daten erbringen. Deswegen lautet die Regel, für die Untersuchungsanlage und den Untersuchungsprozeß operationalisiert: *wann immer von einem Faktor ein Einfluß auf die Ergebnisse vermutet werden kann, muß dieser Faktor variiert werden.* Dabei reicht es aus, eine Vermutung zu haben. Ob sie richtig war, kann sich erst bei der tatsächlichen Ausführung der Variation herausstellen: strukturell variierte Positionen erbringen unterschiedliche Daten über den Gegenstand und bereichern den Datenbestand, hat man nicht strukturell variiert, erhält man schon bekannte Ergebnisse.

In der empirischen Arbeit wird man nicht beliebig und schon gar nicht nach Zufall variieren, sondern abhängig von den ersten Ergebnissen neue Betrachtungs- und Testpositionen ausmachen und beziehen, von denen aus wieder neue Ergebnisse erstellt werden usw.

In der frühzeitigen Auswahl ergiebiger (d. h. unterschiedliche Daten erbringender) Testpositionen liegt eine gewisse Geschicklichkeit, aber keine Kunstfertigkeit. Qualitative Sozialforschung ist keine Kunstlehre, sondern mindestens ebenso systematisch erlernbar wie die quantitative Methodologie, wenn man nur bestimmten Regeln folgt. Außer diesen Regeln ist, wie auch sonst bei Lernprozessen, Erfahrung in der Anlage und Analyse von Daten von Nutzen. Sie kann sich auf sehr unterschiedliche Lebensbe-

reiche beziehen, insofern auch eine Bestätigung der Zweckmäßigkeit der maximalen Variationen der Perspektiven: *Glaser* und *Strauss* fanden es nützlich, bei soziologischen Analysen nicht andere soziologische Arbeiten, sondern schöngeistige Literatur über den Gegenstand zu lesen (1979, S. 37), wie überhaupt eine gewisse Bildung des Forschers und interfakultatives Wissen für diese Art von Untersuchungen nicht unangebracht sind, weil dann Beispiele mit sehr unterschiedlicher Struktur leichter zur Hand sind als bei zu enger Ausrichtung des Wissensbestandes.

Wie setzt sich diese Regel um in die Forschungsanlage? Hierzu zwei Beispiele für die Methoden der Beobachtung und der Befragung, sofern beide Methoden qualitativ verwandt werden.

Bei der Beobachtung wird man annehmen, daß der Beobachter die Ergebnisse beeinflusst. Also wird man sie variieren: mehrere Beobachter einsetzen. Meint man, daß ihr Geschlecht, ihr Alter, ihre Einstellung zum Gegenstand, etc. die Ergebnisse mitbestimmen, so wird man sie auch in dieser Hinsicht variieren. Dann wird man annehmen, daß die Beobachtungskategorien einen Einfluß auf die Ergebnisse haben. Das führt zum Versuch der möglichst deutlichen Variation der Betrachtungsweisen. Können die örtlichen, zeitlichen, jahreszeitlichen, etc. Umstände die Ergebnisse mitbestimmen, so werden auch sie variiert. Schließlich muß man unterstellen, daß die Person, die die Analyse vornimmt, der Forscher selbst, die Analyse mit beeinflusst. Wenn man meint, daß verschiedene Forscher zu verschiedenen Ergebnissen kommen können, dann lautet hier die Regel: Variation der Forscher. Man wird also mehrere Analysierende mit dem Material befassen, oder bei erfahrenen Forschern: die Analyse mit mehreren anderen Forschern besprechen.

Das qualitative Interview, das mit Hilfe von Fragebogen und „offenen“ Fragen vorgenommen wird, folgt demselben Schema. Es gehört ohnehin in die Kategorie der Beobachtung, weil der Befragte als Informant, als Beobachter des Gegenstandes der Untersuchung angesehen wird. Interviewer, Fragenprogramm, Befragungszeit und Befragungsorte, Befragte nach Geschlecht, Alter, soziale Position, Kontakt mit dem Gegenstand und eigene Erfahrungen werden maximal strukturell variiert und mehrere Analysierende (mindestens zwei, selten mehr als drei) beschäftigen sich mit den Daten, immer vorausgesetzt, Einflüsse auf die Daten werden aus diesen Bereichen erwartet.

Obgleich hier keine vollständige Behandlung der Untersuchungsanlage für qualitative Erhebungen mit verschiedenen Methoden gegeben werden kann — die qualitative Dokumentenanalyse und das qualitative Experiment müssen ganz ausgespart werden (folgen aber dem selben Schema) — soll doch noch kurz auf das „narrative Interview“ eingegangen werden, das gelegentlich als die erfolgversprechendste Technik für qualitative Analysen angesehen wird, also die fast ungestützte Erzählung einer Person über ein bestimmtes Thema. Diese Prominenz unter den qualitativen Methoden kommt dem narrativen Interview nicht zu. Sein Vorzug liegt in der Offenheit: es ist dem Befragten nahezu freigestellt, was er zu berichten für angebracht hält. Dies eben ist auch der Nachteil der Technik: sie tendiert zur Einseitigkeit, zu der fortwährenden Begründung eines bestimmten Standpunktes zu einem Thema. So besteht die Gefahr, daß der Erzähler vom Berichterstatter über ein Ereignis oder eine Situation zum Produzenten eines ganz subjektiven Bildes wird, so daß wir letzten Endes mehr über ihn als über die soziale Situation erfahren, über die er hätte berichten sollen. Der Befragte, als Berichterstatter gedacht, liefert ein projektives Protokoll, das zwar auch interessant sein kann und ebenfalls qualitativ analysierbar ist, aber über die soziale Situation weniger aussagt, als wir bei anderer Anlage der Untersuchung hätten erfahren können¹⁶.

Die Anwendung der Regel führt zu Forderungen nach Variationen, von denen zwei als besonders wichtig gesondert hervorgehoben werden sollen. Die eine ist die Notwendigkeit der Variation der Methoden selbst. Nimmt man an, was zweifellos ist, daß die Methoden einen Einfluß auf die Ergebnisse haben, so ist die Methode zu variieren: zur Befragung ist beispielsweise das Experiment, zur Beobachtung die Textanalyse etc. zusätzlich zu verwenden. Diese Regel ist die einzige mir bekannte, die *begründet*, warum die den Forschern von jeher sympathische „Methodenvielfalt“ genutzt werden sollte. Die andere Forderung, die sich auch aus der Anwendung der Regel ergibt, ist die Einbeziehung der historischen und der geographischen Dimensionen. Wenn von einem beliebigen sozialen Gegenstand anzunehmen oder sogar schon bekannt ist, daß er sich mit und über die Zeit hin verändert hat, daß das soziale Umfeld in seiner historischen Wirklichkeit also den Gegenstand bestimmt oder mitbestimmt, dann muß der Gegenstand unter historisch wechselnden Bedingungen untersucht werden. Dasselbe trifft zu für kulturell-räumliche Einflüsse.

Es mag den Anschein haben, als ob die Fülle der geforderten Variationen unübersehbar wäre und die Untersuchung überfrachte. Dazu ist daran zu erinnern, daß immer schrittweise vorangegangen wird, d. h. nicht alle möglichen Variationen auf einmal, sondern die vermutlich wichtigsten zuerst vorgenommen werden, und daß die Regel zu maximaler Variation der Perspektiven nicht verlangt alle, sondern nur extreme Ausprägungen verschiedener Perspektiven in die Untersuchung einzubeziehen. So kann die tatsächliche Befragtenzahl bei qualitativen Interviews von Einzelpersonen oft auf 60–80 reduziert werden, die Zahl der Fragen auf 20–25, im ersten Ansatz auch auf weniger. Das qualitative Sample – bei Beobachtung, Befragung, Textanalyse – ist entweder ein Total-Sample mit der Erfassung aller Einheiten, oder ein „Extremgruppen“-Sample, das unter dieser Bezeichnung in der Literatur auch schon erwähnt wurde (Friedrichs 1973, S. 132). Die Anwendung beider Sample-Arten unterscheidet sich jedoch von der bei quantitativer Forschung. Das der quantitativen Forschungspraxis entsprechende Gesamt-Sample ist vorab definiert: die „Grundgesamtheit“ muß bekannt sein oder bestimmt werden. Bei qualitativer Forschung „entsteht“ die Grundgesamtheit im Verlauf der Untersuchung: durch sie wird die Struktur aus zusammengehörigen Bezügen im Sample erst erkennbar. Bei den Stichprobenauswahlen der quantitativen Forschungsweise stört den qualitativen Sozialforscher die Einengung der Betrachtung und die dadurch bedingte Einseitigkeit des Standpunktes. Er hält es für unbewiesen und für ein Vor-Urteil, daß eine Zufalls-Stichprobe die Struktur eines sozialen Gebildes repräsentiert. Er meint nicht, daß Menschen in lebendigen Sozialbeziehungen mit kontaktlosen, mit einer begrenzten Anzahl von Eigenschaften versehenen und dazu noch gut durchgemischten Objekten verglichen oder gleichgestellt werden dürfen, wie das in dem „Urnen-Modell“ (mit roten und schwarzen Kugeln) geschieht, das der Zufalls-Stichprobe zugrunde liegt. Dagegen hält er es mit jenen Anthropologen, die glauben, eine Kultur sei in ihren extremen Ausprägungen, den Festen, Katastrophen, Randgruppen, den Privilegierten und Ausgestoßenen, den Krisen, Kriegen und Verbrechen, den wissenschaftlich und kulturell herausragenden Leistungen und ebenfalls in der Normalität des Alltags – auch ein „Extremfall“ – besser zu studieren, als durch Befragung oder Beobachtung eines repräsentativen Querschnitts ihrer Angehörigen. Er

gebnissen solcher Repräsentativ-Umfragen können, unserer Regel folgend, auch zu den Daten über den Gegenstand zählen, die etwas über ihn aussagen, dürfen nur nicht der alleinige Wissensbestand sein.

Das Repräsentativsample ist geeignet für die Untersuchung vieler Objekte und auch für Menschen, wenn sie auf ihre Eigenschaft reduziert werden können, gleiche Wahlrechte auszuüben (sofern sie nicht Kinder, Kranke, Alte, Institutionalisierte, Ausländer, etc. sind), oder auf ihre Fähigkeit, Waren zu kaufen oder zu konsumieren (mit anderen Einschränkungen). Für qualitative Sozialforschung ist die Repräsentativ-Stichprobe meist nicht zu gebrauchen¹⁷.

*Regel 4 über das Bewerten:
Analyse der Daten auf Gemeinsamkeiten.*

Struktur ist Beziehung oder Relation. Sie ist operationalisierbar als Gemeinsamkeit zwischen zwei oder mehreren Gegebenheiten. Die gesuchte Struktur eines Objektes zu entdecken heißt deswegen, die über den Gegenstand erstellten, maximal strukturell variierten Daten auf ihre Gemeinsamkeiten zu untersuchen. So wie die Regel über die maximale Variation der Perspektiven die entscheidende Anweisung für die Untersuchungsanlage und die Sample-Auswahl enthält, so beinhaltet die vierte Regel die Kernanweisung über die Datenanalyse, die Interpretations-Strategie¹⁸.

Die Regel zu befolgen, macht Sozialforschern oft Schwierigkeiten, weil ihre wissenschaftstheoretische Orientierung der Beachtung von Unterschieden zwischen zwei oder mehreren Gegebenheiten einen höheren Rang zuschreibt als der Analyse der Gemeinsamkeiten. Man sieht dann „den Wald vor lauter Bäumen nicht“. Jedermann sonst sieht aber den „Wald“, das Ganze, die größere Einheit mit gemeinsamen Kennzeichen, mit gleicher Atmosphäre. Auch sonst im Alltagsleben spielen die Gemeinsamkeiten, die Konstanz, eine wichtige Rolle und sind sofort erfaßbar. Wir würden Menschen, Dinge, Situationen nicht wiedererkennen, hätten wir nicht die Fähigkeit, drastisch verschiedene und wechselnde Erscheinungsbilder auf ihre Gemeinsamkeiten hin zu analysieren und die Konstanz im dauernden Wechsel zu erfassen.

Bei der wissenschaftlichen Analyse von Daten auf ihre Struktur, also auf Gemeinsamkeiten, akzeptieren wir den Umstand, daß sie uns bei einer ersten Betrachtung zum Teil als zusammengehörig, zum Teil aber auch als verschiedenartig erscheinen. Wir gruppieren das Zusammengehörige und versuchen zu begreifen (zu „verstehen“), wodurch sie zusammengehörig sind. Dann wird dasselbe mit anderen Datenarten versucht, die uns auch Gemeinsamkeiten aufzuweisen scheinen. Daten können dabei mehrfach – in mehreren Gruppen mit jeweils gemeinsamen Merkmalen – vorkommen. Auf diese Weise mögen 4–6 solcher Gruppierungen entstehen mit zusätzlichen Einzelinformationen, die vorläufig nicht unterzubringen sind. Vielleicht gelingt es auch schon, die Essenz der Merkmale der Gruppen, ihre gemeinsamen Kennzeichen, in Umrissen zu formulieren. Dabei wird sich zeigen, daß eine Mehrzahl von Aussagen nicht zu einem Worte schrumpft, sondern wieder einer längeren Beschreibung bedarf, um in der Besonderheit ihrer Gemeinsamkeiten charakterisiert zu werden. Der nächste Schritt be-

steht darin, die Gemeinsamkeiten zwischen den zunächst als unterschiedlich angesehenen Datengruppen aufzuspüren. Dabei gehen wir ebenfalls schrittweise vor. Es kann möglich sein, daß wir die ursprünglichen Gruppierungen verändern, weil sie dann besser „passen“. Solche Einsichten können uns bei der zweiten oder einer späteren Stufe der Analyse gekommen sein: wir gehen dann auf die erste Phase zurück. Diese Veränderungen und Korrekturen sind besonders wichtig, weil sie Ausdruck einer Entdeckung von neuen Strukturzusammenhängen sind. Zum Ende haben wir das gesamte Material, einschließlich der scheinbar abweichenden Einzelfälle, in einen Gesamtzusammenhang gebracht, oder besser ausgedrückt: wir haben die Gemeinsamkeiten in der Vielfalt der Erscheinungsformen und der Datenfragmente gefunden. Auf diese Weise haben wir die gesuchte Struktur des Gegenstandes entdeckt.

Nun kommt es vor, daß die Analyse nicht „aufgeht“, daß es Daten gibt, die sich nicht in das Bild der übrigen einfügen lassen. Das besagt, daß, von bestimmten Positionen aus betrachtet, der Gegenstand auf eine Weise sich zu erkennen gibt, die durch die anderen Datensätze nicht erfaßt wird. Wir haben keinen Grund, diese abweichende Betrachtung – auch wenn es sich nur um *eine* Stimme halten sollte – geringzuschätzen. Tatsächlich zielt die Regel zur maximalen Variation der Perspektiven darauf, gerade solche „ungewöhnlichen“ Betrachtungsweisen aktenkundig zu machen. Wir müssen sie also berücksichtigen. Es kann sein, daß die gesamte Analyse in den entscheidenden Punkten geändert werden muß, nur um *eine* „abweichende“ Beobachtung noch unterzubringen. Dann ist es notwendig, dies zu tun. Eine qualitative, d. h. strukturaufzeigende Analyse, ist unfertig und nahezu beliebig, wenn sie nicht alle vorhandenen, maximal unterschiedlichen Daten als strukturell zusammengehörig aufzeigen kann. Die statistische, auf Häufigkeitsverteilungen ausgerichtete Denkweise, die abweichende Daten nicht berücksichtigt, treten sie nur selten genug auf (Irrtumswahrscheinlichkeit einer bestimmten Größenordnung), schlägt bei qualitativer Sozialforschung in ein Alles-oder-Nichts-Verhältnis um.

Deswegen spezifiziert sich die Regel zur Analyse auf Gemeinsamkeiten zur *100 %-Forderung*: Alle Daten müssen im strukturellen Zusammenhang ihren Platz haben und als Teile des Gesamtbildes verstehbar sein. Es bedeutet keine Abschwächung dieser Forderung, wenn sie in der praktischen Arbeit, wenn Daten lückenhaft sind, wenn nicht auf alle Fragen von verschiedenen Seiten Antworten vorliegen, auch in der umgekehrten Form verwendet wird: 0 % der Informationen dürfen der Analyse widersprechen¹⁹.

Angelpunkt der Analyse von Daten auf Gemeinsamkeit ist die Bestimmung von „Gemeinsamkeit“. Wenn wir Sätze miteinander vergleichen, die einen Gegenstand beschreiben, so wie sie durch Beobachtung oder Befragung protokolliert werden, so mögen sie uns als „ähnlich“ erscheinen. Gleicher Wortlaut würde sie uns natürlich als „gleich“ charakterisieren lassen. Gleicher Wortlaut ist aber nicht erforderlich, um zwei möglicherweise ganz verschiedenen formulierte Aussagen dennoch als „übereinstimmend“ und in diesem Sinne als „gleich“ zu erleben. Wir haben also herauszulösen. Diese Fähigkeit führt ja auch zur Erfassung der Konstanzen, die es in allen Sinnesgebieten gibt und die durch die Gestaltpsychologie besonders untersucht wurden (Metzger 1936; Katz 1948, S. 14–21).

Analytisch können wir „Ähnlichkeit“ beim Vergleich von zwei oder mehr Aussagen über denselben Gegenstand trennen in „Gleichheit“ und „Ungleichheit“ bzw. „Identität“ und „Nicht-Identität“. Aus verschiedenen Aussagen Identitäten herauszufiltern, die Aussagen nämlich, die Gleichheiten aufweisen, bezeichnet den Prozeß der Analyse auf Gemeinsamkeiten und führt zur Struktur. Identitäten können bei schriftlich fixierten Aussagen den Inhalt betreffen oder auch die Form, bei mündlichen zusätzlich den Tonfall, die Tonlage, die Dialektfärbung etc., und sie können auch das weite Feld der nichtverbalen Äußerungen betreffen in Bezügen, deren Besonderheit durch die Analyse im Einzelfall erforscht werden muß.

Wie erkennen wir nun in der empirischen Sozialforschung Identitäten? Es gibt zwei Relationen, durch die Identität hergestellt werden kann:

1. durch Übereinstimmung, direkt oder symbolisch;
2. durch vollständige Nicht-Übereinstimmung, Gegensatz, Widerspruch, Negation.

Nach der formalen Logik ist die zweite Form nicht relationsstiftend, deswegen ist sie auch manchen Forschern schwer verständlich. Aber zum einen ist sie aus dem Alltagsleben bekannt, und zwar sprichwörtlich: es gilt sowohl „Gleich und Gleich gesellt sich gern“, als auch „Gegensätze ziehen sich an“²⁰. Zum anderen gibt es eine lange Tradition von Denkansätzen, die bis zur *Hegelschen* Dialektik und in ihrem Gefolge die „Einheit der Widersprüche“ als eines der dialektischen Gesetze behandelt haben. Außerhalb der dialektischen Denkweise ist es Forschern aber auch immer wieder aufgefallen, daß Gegensätze zusammengehören, beispielsweise *Sigmund Freud*, der Anmerkungen über den Gegensinn von Urworten notierte (*Freud* 1943, 1948), oder *Georg Simmel*, dessen Werk vielfach Beispiele liefert, und dessen Abhandlung über den Streit schildert, wie Vergesellschaftung durch Widerspruch und Gegensatz zustande kommt (1904, 1958, S. 186–255). Gerade die Gegensätzlichkeit ist ein exzellenter Ausgangspunkt für eine qualitative Analyse: wird ein Gegenstand von einer Person als „kalt“, von einer anderen als „heiß“ bezeichnet, so ist die Gemeinsamkeit des Gegenstandes eine bestimmte Form des Temperatur-Erlebens, ausgedrückt in Extremen von Wirkung; „schön“ und „häßlich“ bewegen sich, wenn auch als Widersprüche, auf der ästhetischen Dimension; „aktiv“, „ruhig“, „müde“, sind verschiedene Ausdrucksformen organischer Energie; die berühmten „Äpfel“ und „Birnen“, die nicht zusammengehören, sind gleichwohl durch einen sie beide deckenden Begriff wie Obst oder Früchte einer bestimmten Art, oder auch Gegenstände oder Genußmittel oder Waren usw. verbunden. Das heißt, daß Gegensätze in besonders auffälliger Weise die Dimension verdeutlichen, von der sie ihre Gegensätzlichkeit beziehen und die sie gleichwohl und gleichzeitig zu einer Einheit verschmilzt²¹.

Quantitative Sozialforschung erfaßt dagegen Unterschiede und nicht Gleichheiten, Unterschiede aber auf der Basis von Zusammenghörigem. Sie ist auch in dieser Hinsicht der Methode der qualitativen Analyse entgegengesetzt und geht gleichzeitig über sie hinaus, da Gleichheiten zuerst bestimmt werden müssen, damit Unterschiede gemessen werden können.

IV. Prozesse der qualitativen Sozialforschung

Suchen und Finden sind Prozesse, Abläufe, Vorgänge. Die zum Zwecke der Demonstration der „Regeln“ vorgenommene Aufteilung in Instanzen und Aktionen betont das Statische, Elementenhafte des Ablaufs. Der vorliegende Abschnitt soll deswegen den Prozeß in seiner Dynamik darstellen. Er behandelt das Dialogkonzept, die Zirkularität, den Totalitäts- und den Objektivitätsbegriff der qualitativen Sozialforschung.

1. Das Dialogkonzept

Es gibt auch hier eine Alltagsbasis: der Organismus steht durch die Sinnesorgane in Verbindung mit der umgebenden Welt. Im Laufe der frühen Kindheit erfahren die Menschen, daß die zunächst erlebte Einheit der Lebenswelt in eine Dualität zerfällt: das Ich und die Umwelt. Die Umwelt erweist sich als anders als das Ich, indem sie dem Ich Widerstand entgegensetzen scheint und andere Eigenschaften demonstriert, als das Ich sie erwartet. Hier liegt der — psychologische — Ursprung für das fortwährende Bestreben der Menschen, die Welt zu erkennen und zu verändern (die sozialen und ökonomischen sollen hier nicht behandelt werden).

Diese komplexen Abläufe hat der Behaviorismus auf das Reiz-Reaktions-Schema reduziert. Es ist für qualitative Sozialforschung nicht angemessen, weil das mechanistische Modell, das ihm innewohnt, detailhaft ist und den relationalen und ganzheitlichen Strukturbegriff der qualitativen Denkweise nicht beschreibt. Im Bereich der Such-Strategien führt das Reiz-Reaktions-Modell zum Muster des „trial-and-error“, das ebenso unpassend ist, aus den gleichen Gründen.

Such-Strategien, die uns in der qualitativen Forschung interessieren, entwickeln sich durch Spezialisierung aus den generellen Verfahren der Auseinandersetzung des Menschen mit der Umwelt. Sie sind durch besondere Intentionalität gekennzeichnet: gesucht wird, mehr oder weniger deutlich bewußt, nach Etwas. Auf die Umsetzung der Intention in Handlung reagiert die Umwelt. Diese Reaktion wird vom Subjekt aufgenommen, sie wird bewertet und steuert oder beeinflußt eine neue Aktion. Dieses Wechselspiel, das Informationen verlangt, erhält, aufnimmt und verarbeitet und zum Verlangen nach neuen Informationen führt, wieder Informationen erhält, sie verarbeitet usw., kann man im Bild der Frage-Antwort-Abfolge fassen. Es ist so, als ob das Subjekt „Fragen“ an das Objekt richtet, dieses „antwortet“ und die Antwort führt zu neuen „Fragen“. Oder auch: das Subjekt agiert gegenüber dem Objekt, dieses verhält sich auf bestimmte Weise oder reagiert und die Reaktion führt zu neuer Aktion, usw.

Datenerhebung gilt uns also als „Fragen“ und „Antworten“. Der Prozeß der Datenerhebung ist ein Nacheinander von jeweils zusammengehörigen Frage-Antwort-Einheiten. Nun können diese Einheiten — im Alltag und in der wissenschaftlichen Forschung — in zweierlei Weise aufeinander folgen. Man kann Fragen und Antworten relativ unverbunden aneinander reihen, und man kann sie auseinander hervorgehen, die neue Einheit aus der früheren entstehen lassen. Im ersten Fall springen die Fragen, beispielsweise bei einem Verhör, um Antworten des Befragten auf für ihn scheinbar ganz verschiedenartige

Aspekte des Befragungsgegenstandes zu erhalten. Im zweiten Fall wird die Antwort Anlaß zu einer auf sie bezogenen Frage, die den Gedanken weiterführt. Der erste Fall hat als extremes Beispiel das *Kreuzverhör*, der zweite den *Dialog*.

Das Verhältnis von Befragtem und Befrager ist in beiden Fällen ganz verschieden. Beim Kreuzverhör ist der Befrager aktiv, er verfolgt einen bestimmten Plan; der Befragte ist passiv, reagiert auf Fragen, ist Gegenstand der Befragung. Beim Dialog dagegen sind beide Partner gleichwertig, da sich ihre Rolle fortwährend ändert: die Frage des einen ist Anlaß zu einer Antwort des andern, diese aber ist gleichzeitig die Frage, auf die der erste nun wieder antwortet, um daraufhin zurückzufragen, usw. Dadurch schreitet der Gedanke fort, weil Antwort gleichzeitig Frage und Frage gleichzeitig Antwort ist, er entwickelt sich, hat am Ende einen anderen Charakter als zu Beginn. Die erste Frage-Antwort-Form wird häufig in der quantitativen Sozialforschung verwandt, etwa bei Fragebogen-Erhebungen mit einer großen Anzahl scheinbar oder tatsächlich unzusammenhängender Fragen oder auch bei den an naturwissenschaftlichen Vorstellungen orientierten Experimenten, wie Laborexperimenten, bei denen die Befragten wie Testobjekte behandelt und konsequenterweise in der Psychologie auch „Versuchspersonen“ genannt werden. Die zweite Art der Fragen-Antwort-Verbindung ist das Modell für die Datenerhebung bei qualitativer Sozialforschung.

Wir stellen uns deswegen vor, wir träten mit dem Gegenstand in ein „Gespräch“, bei dem das Objekt nicht nur Antwort auf Fragen gibt, sondern auch von sich aus „teilt“, also eine aktive Rolle spielt, die uns hinwiederum, also das Subjekt, zu Reaktionen veranlaßt. Tatsächlich „reagieren“ wir im Alltag auch auf unsere Umgebung, wir agieren nicht nur.

Der Untersuchungsgegenstand wird dadurch aufgewertet und auf das Niveau des Forschers gebracht. Dies hat zwei für qualitative Sozialforschung wichtige Folgen: zum einen führt sie zur Reduzierung der Festigkeit des eigenen Vorverständnisses, indem sie lehrt, die „Antworten“ als Antworten des Gegenübers hoch zu schätzen und ernst zu nehmen; zum anderen tendiert sie dazu, Antworten nicht im engen Sinne als Beantwortung bestimmter Fragen, sondern eher als „freie Äußerungen“ mit einer gewissen Spontaneität und Unabhängigkeit von der Fragestellung zu begreifen, fördert also die Offenheit dem gesuchten Objekt gegenüber.

Um einen Dialog in Gang zu halten, muß u. a. zweierlei beachtet werden. Zum einen: wer auf eine Frage antwortet, dem muß es möglich sein, bei seiner Antwort über die Frage im engeren Sinne hinauszugehen, auch Ungefragtes, aber mit dem Frageninhalt in Zusammenhang Stehendes einbringen zu können. Hier liegt die Begründung für die „offene Frage“ die mit Recht als charakteristisch für qualitative Sozialforschung angesehen wird. Zum anderen: aus einer Frage muß nicht nur eine Antwort, sondern aus der Antwort wieder eine Frage hervorgehen. Dies kann man in der Analyse bewerkstelligen, indem man nicht nur feststellt, wie eine Frage beantwortet wird, sondern auch umgekehrt, welche Frage einer gegebenen Information – als Antwort – zugrunde liegt. Praktisch sieht das so aus, daß man Teilaspekte des Gegenstandes, die durch „Fragen“ an ihn als „Antworten“ erscheinen, zusammengefaßt und mit der Frage belegt: „Auf welche Frage sind diese Teile eine Antwort?“

Das Dialogkonzept ist leicht einsichtig auf die Methode der mündlichen Befragung anwendbar, bei der der Forscher den Befragten als Gegenüber hat; mindestens in der ersten Phase der medizinisch-psychologischen Diagnostik wird es verwendet. Bei Befragung durch Interviewer kann es nötig sein, den Fortschritt des Dialogs, der durch die unmittelbare Verarbeitung der Äußerung durch beide Partner zustande kommen kann, durch eine zweite Befragungswelle zu simulieren, nachdem die Ergebnisse der ersten ausgewertet sind. Ähnliches betrifft die schriftliche Befragung.

Die Beobachtung nutzt den „Dialog“ im übertragenen Sinne. Die beobachtete Begebenheit reagiert auf meine – offene – Frage und „teilt etwas mit“ was mich zu einer neuen Frage veranlaßt, usw.

Entsprechendes ergibt sich bei Anwendung der Beobachtungstechnik auf Dokumente und Texte. Sie „teilen mit“, was sie „zu sagen“ haben und veranlassen den Forscher, seine ursprüngliche Position zu modifizieren, neue Fragen zu stellen, etc.

Eben dasselbe trifft für qualitative Experimente zu. Hier greift der Forscher in den Gegenstand ein, verändert ihn und der Gegenstand „reagiert“ auf den Eingriff in der einen oder anderen, bei sinnvollen Eingriffen in einer seiner Struktur entsprechenden, sie nicht zerstörenden Weise.

Der Ablauf des „Dialogs“ verbindet „Fragen“, „Antworten“, neue „Fragen“ und neue „Antworten“ zu einer Reihe, die gesteuert wird durch das Bewerten der Antworten und, daraufhin, das Einnehmen neuer Fragepositionen. Das Subjekt tastet sich, seine Betrachtungsweisen variierend, zur Struktur des Objekts vor.

Der Prozeß wird ausgelöst dadurch, daß der Gegenstand auf Fragen nicht oder nur halbwegs antwortet, so daß die Fragen anders gestellt werden müssen und dadurch, daß auf bestimmte Gruppierungen von Antworten keine zugehörigen Fragen gefunden werden können, so daß die Antworten anders gefaßt, die Struktur also anders definiert werden muß, um zu einer mit den Antworten übereinstimmenden Frage zu gelangen. Ist der Gegenstand unbekannt, so gibt es möglicherweise Spuren von ihm, ist er nur vage oder teilweise bekannt, so „spricht“ er in Rätseln. Es kann auch sein, daß er Auffälligkeiten oder Seltsames produziert. Ungewöhnliche Informationen sind uns besonders willkommen, weil sie Diskrepanz zwischen unserer Wissensstruktur und der Struktur des Gegenstandes zeigt, also andeutet, wo wir unser Wissen zu verändern haben, um die Struktur des Objekts und damit es selbst zu „verstehen“.

Der Prozeß wird in Gang gesetzt durch vorsichtige – „offene“ – Fragen an den Gegenstand, der Antworten provoziert, die als Antworten auf jetzt dem Gegenstand eigene Fragen angesehen werden und die erkennbar sind, wenn man mehrere „Antworten“ auf die ihnen gemeinsam zugrundeliegende Frage hin betrachtet. Findet man solche Fragen, so kann der Analysierende mit ihnen zur Struktur des Gegenstandes vorstoßen, bis, letzten Endes, nach mehreren Stufen, die Frage auf *alle* Antworten des Gegenstandes gefunden ist. Von hier aus gesehen erschließt sich nun der Gegenstand in allen seinen Teilen: als Antwort auf allgemeine und dann aus ihr hervorgehende, immer spezieller werdende Fragen. Tritt dies ein, ist die Analyse geglückt, die Struktur des Gegenstandes und seiner Äußerungsform sind erkannt, das Gesuchte ist gefunden.

Es ist klar, daß sich die „Teile“ des Gegenstandes und der Gegenstand selbst im Prozeß der Fragestellung verändern, der ja ein Prozeß der gegenseitigen Anpassung von Ant-

worten an Fragen bzw. von Fragen an Antworten ist. Das Dialog-Konzept ist also iterativ, es dient dazu, daß sich die epistemische Struktur des Forschers an die vorgefundene Struktur des Gegenstandes durch schrittweise Annäherung anpaßt.

Das Dialogkonzept entspricht einer problemorientierten Sozialforschung: „Antworten“ sind Symptome, hinter denen Ursachen stehen, die sie hervorrufen, die Gemeinsames aufweisen und die wieder Symptome sind für Bedingungen, die sie hervorrufen, bis das Grundmuster, die Wurzel des Ganzen, gefunden ist, von der aus sich alle Erscheinungen als Folgen, Ergebnisse, Symptome zu erkennen geben, mit anderen Symptomen in Zusammenhang stehend.

Der Unterschied des Dialogkonzeptes zur Befragung und zum Test in der quantitativen Sozialforschung liegt im Verhältnis Subjekt-Objekt und in der Präzision oder Genauigkeit oder auch Enge der vorgegebenen Fragen. Quantitative Sozialforschung ist eigentlich *Hypothesenprüfung*. Die Hypothese wird von einer Instanz – dem Forscher – formuliert bzw. so operationalisiert, daß sie am Objekt geprüft werden kann. Eine „Gleichheit“, wie sie im Dialogkonzept zwischen Subjekt und zu suchendem Objekt angestrebt wird, ist hier nicht gegeben. Die Hypothese muß genau formuliert sein, sonst kann der Prüfungsprozeß nicht bewertet werden. Die „Frage“ an den Gegenstand ist nicht „offen“. Schließlich ist der Informationsfluß bei beiden Denkweisen verschieden: während der qualitative Sozialforscher sich bemüht, sein als Vorurteil verstandenes Wissen im „Dialog“ mit dem Gegenstand zu überwinden, und neues zu erwerben, verwendet der quantitative Sozialforscher sein gesamtes früher akkumuliertes Wissen und setzt es als Ganzes, in der operationalisierten Form, gegen den Gegenstand auf die Probe.

2. Zirkularität

Zirkulär ist eine Denkweise, wenn sie zur Erzielung eines Resultates dieses Resultat schon voraussetzt. Zirkulär ist eine Strategie, wenn sie zum Ausgangspunkt zurückführt. Qualitative Sozialforschung ist in beidem Sinne zirkulär²².

Jeder Suchprozeß, soll er erfolgreich verlaufen, setzt die Antizipation des Ergebnisses voraus. Ein verlegter oder verlorener Gegenstand wird nicht gefunden, wenn nicht gewisse Hinweise auf seine Existenz aus Gegenwart oder Vergangenheit beachtet werden. Etwas Neues wird nicht entdeckt, ohne das Verfolgen von Indikatoren seiner Struktur. Dies ist sowohl in der qualitativen als auch der quantitativen Sozialforschung der Fall. Karl R. Popper (1966, S. 7) bezeichnet das als „Einfall“, der zur Hypothesenbildung führt, und entzieht damit seine Entstehung der wissenschaftlichen Betrachtungsweise. In der qualitativen Denkweise dagegen wird der Ablauf in eine Systematik des Aufsuchens von Strukturelementen und Teilrelationen umgeformt. Die Regel zur Auffindung einer Struktur ist die maximale strukturelle Variation der Perspektiven. Auch sie enthält die Zirkularität: die maximale strukturelle Variation der Perspektiven setzt die Kenntnis der gesuchten Struktur voraus.

Was die qualitative und die quantitative Sozialforschung in dieser Hinsicht jedoch unterscheidet, ist Zirkularität im zweiten beschriebenen Sinne, nämlich in dem der Rück-

kehr zum Ausgangspunkt. Die Strategie der quantitativen Forschung ist linear, sie geht von möglichst genau definierten Bedingungen aus und prüft sie durch den Forschungsablauf: die Häufigkeitsverteilung von vorher definierten Merkmalen, die Bestätigung oder Zurückweisung einer eingangs aufgestellten Hypothese. Die qualitative Vorgehensweise dagegen deckt ein Muster auf, dessen Teile die Strukturelemente sind, die zu seiner Entdeckung führen. Das Gefundene ist sogleich existent, als Teilstruktur oder Beziehung. Es ist die Widerspiegelung der konkreten Realität, nicht ein Einfall oder eine Hypothese des Forschers über sie. Dieser Teilaspekt führt zur Entdeckung anderer Teilaspekte und schließlich zur ganzen Struktur, in der sich die Teilstrukturen wiederfinden, von denen man ausgegangen ist.

Die Rückkehr zum Ausgangspunkt ist kein Schritt zurück, sondern ein Schritt voran, bei der der Ausgangspunkt wieder erreicht wird, aber nach Kenntnis aller anderen Strukturelemente. Gerade dieser Umstand scheint zum schon erwähnten „Aha-Erlebnis“ zu führen: das bekannte Faktum erscheint wieder, aber in einem neuen Licht, nämlich im Gesamtbezug.

Anfang und Ende der qualitativen Analyse sind demnach folgendermaßen operationalisierbar: der Beginn ist prinzipiell beliebig, man fängt dort an, wo der Einstieg am leichtesten erscheint, wo man am ehesten einen Strukturbezug entdecken kann. Das kann auch ein Gebiet sein, das durch eigene Erfahrung schon vertraut ist, oder ein Zusammenhang, der besonders ungewöhnlich, merkwürdig oder widersprüchlich erscheint und deswegen zum Ansatz reizt. Bei Zirkularität der Vorgehensweise und da ohnehin alle vorliegenden Daten aufgeklärt werden müssen, ist der Anfang beliebig. Das Ende der Analyse ist erreicht, wenn durch weitere Variation der Perspektive neue Daten nicht mehr erzielbar sind und alle Informationen in den Strukturzusammenhang sich einfügen.

3. Totalität

Dies ist das Verhältnis der Teile zum Ganzen. Auch der Totalitätsbegriff wurzelt im Alltagsverhalten. Wir erleben unsere Umwelt, indem wir Teile in jedem Sinnesgebiet wahrnehmen: sehen, hören, riechen, ertasten, schmecken, erfühlen, usw. Die Teile sind sehr begrenzt; die Wahrnehmungs-Psychologie zeigt beispielsweise, daß wir nur kleine Bereiche des Gesichtsfeldes scharf sehen, einen größeren im indirekten Sehen unscharf und einen großen Teil zu jedem gegebenen Zeitpunkt gar nicht. Deswegen bewegen wir uns, bewegen wir den Kopf, wandert der Blick. Entsprechendes gilt für die anderen Sinnesgebiete. Gleichwohl erleben wir unsere Umwelt als Gesamt, als Einheit aus Informationen von allen Sinnesapparaten. Wir haben offenbar die Fähigkeit, das Ganze aus erlebten Teilen so zusammenzusetzen, daß Teile wieder auf dem Hintergrund des Ganzen als „Teil“ erscheinen, als Blumenstrauß in einem Raum, dessen Atmosphäre er mitbestimmt und von dem er bestimmt wird. Das Ganze ist mehr als die Summe der Teile, nämlich nicht nur dessen bloße Addition, aber die Teile sind auch mehr als nur Elemente oder Fragmente, nämlich Teile eines Ganzen²³.

Die Vorgänge, die hier wirken, werden in der qualitativen Sozialforschung abstrahiert und systematisiert. Wir erfassen zunächst, in beständiger Variation der Perspektiven, Fragmente, dann Teile, die auf das Ganze deuten, dann, in Schritten, die Struktur des Ganzen, von dem aus sich wieder „Teile“ zu erkennen geben, aber nun als Teile, als Elemente seiner Struktur. Die Totalität ist in der qualitativen Sozialforschung prozessual, sie besteht aus Teilen und wirkt wieder auf die Teile zurück, die sie in neuem Licht oder in neuer Gliederung darstellt. Die Teile als Teile des Ganzen zu Ende einer Analyse sind zwar Teile, aber nicht notwendigerweise dieselben Teile wie zu Beginn. Man könnte sagen, am Ende sind es die „richtigen“ Teile, die sich aus der Struktur des Ganzen ergeben und es formen. In dieser Hinsicht entspricht der Vorgang der qualitativen Sozialforschung der *Marx'schen* dialektischen Methode, so wie sie in seinen Arbeiten ausgeführt und speziell erläutert wurde (1974 S. 21). In anderer Hinsicht unterscheidet sich jedoch das hier beschriebene Verfahren von ihr, etwa beim Problem des Anfangs, der in der qualitativen Sozialforschung prinzipiell beliebig ist²⁴. Eine gewisse Ähnlichkeit ist auch zu den Arbeiten der Gestalt- oder Ganzheitspsychologie festzustellen, mit ihr verbindet sich das Konzept der Ganzheit und eine Reihe von Einzelaspekten, wie die Entdeckung der Gestaltgesetze, aber nicht die Forschungsmethode, die gegenüber den Erkenntnissen und Aufgabenstellungen wenig ausgeformt wurde und sich meist auf das Experiment beschränkt²⁵.

Totalität heißt nicht nur das Verhältnis der Teile zum Ganzen im Findungsprozeß, sondern bezieht sich auch auf das Verfahren, die Einheit von Handeln und Bewerten, Subjekt und Objekt.

Bei quantitativer Sozialforschung dagegen sind Verfahren und Ergebnisse additiv: sie können zusammengefügt werden und erhöhen die Kenntnis oder die Genauigkeit bis zum gewünschten oder vorher bestimmten Umfang.

4. Der Objektivitätsbegriff

Der wissenschaftstheoretisch entscheidende Vorgang ist die Entstehung von Objektivität durch den Prozeß der qualitativen Sozialforschung. Ihr Verhältnis zur Objektivität wird mißverstanden, wenn dieser Forschungsrichtung der Vorwurf der Subjektivität in der einen oder anderen Form gemacht wird. Qualitative Forschung gilt als intuitiv, als Kunstlehre, als intersubjektiv nicht gültig, als nicht nachvollziehbar, als hypothesenaufstellend, die aber dann quantitativ überprüft werden müssen.

Subjektivität trifft zu für den Beginn der Forschung. In der ersten Phase erfaßt der Forscher zwar Teile der Realität, aber Teile beliebiger Auswahl, bestimmt von ihm, dem Subjekt, nach Lage seiner augenblicklichen Motivation, nach seinen Bedürfnissen und Kenntnissen, nach den gesellschaftlichen Bedingungen in denen er sich befindet, nach eigenem Gutdünken, oder durch äußere Faktoren beeinflusst. Der Einstieg in das Thema, der erste Ausschnitt aus der Realität, der in das Blickfeld rückt, ist persönlich, subjektiv. Die Notwendigkeit zum Bezug neuer Standpunkte und schließlich zur maximalen strukturellen Variation der Perspektiven und die Notwendigkeit der beständigen Analyse der Daten auf Gemeinsamkeiten zur Erkenntnis der Strukturelemente des Ob-

jekts bringt den Forscher von der subjektiven Warte im Prozeß der Forschung dem Gegenstand mit seinen eigenen Bezügen näher. Der Abschluß der Analyse, wenn sie erfolgreich ist, deckt die Struktur des Objektes auf. Sie ist nur ihm eigen, objektiv. Der Weg führt also von einer subjektiven Betrachtungsweise durch den Prozeß der Forschung und Analyse zur Objektivität. Qualitative Sozialforschung hat einem *emergentistischen* Objektivitätsbegriff: Objektivität entsteht aus Subjektivität durch den Prozeß der Analyse. Dies ist ihr erstes Kennzeichen.

Das zweite ist auf den Unterschied zurückzuführen, daß die Objektivität sich nicht nur herstellt aus Subjektivität, sondern sich von ihr ablöst. Die Struktur eines Objektes, die durch eine erfolgreiche Analyse erkannt wird – dies immer vorausgesetzt – ist unabhängig von der subjektiven Meinung des Forschers, von anderen oder auch aller Subjekte. Sie ist nicht bestimmt durch den „consensus omnium“, durch das, was alle oder die meisten oder die Kompetenten oder die Vernünftigen glauben. Sie ist *inter-subjektiv*, nicht bezogen auf die Meinung von bestimmten Subjekten. In dieser Unabhängigkeit vom Subjekt beruht ja gerade der Vorgang des Findens, der Entdeckung, zu der die Suchstrategie führen soll. Dadurch wird Objektivität nicht außer-subjektiv. Alle sozialen Tatsachen bleiben sozial und die Methode ist nicht geeignet zur Transzendenz.

Drittens ist der Objektivitätsbegriff *dialektisch*. Der Prozeß, der von der Subjektivität ausgeht und zur Objektivität führt, hebt die Subjektivität auf im *Hegelschen* Sinne: der Forschungsprozeß überwindet sie, aber er bewahrt sie auch. Die Ansätze der objektiven Merkmale der Struktur, die auch in der subjektivsten Betrachtung der Realität enthalten sind, werden durch die Analyse herausgefiltert. Das subjektive Teil-Bild geht auf in der objektiven Struktur, ist für das Subjekt in ihm noch erkennbar, aber jetzt präsent im Gesamtzusammenhang, auf einer höheren Stufe. Anders gesagt: Objektivität war im subjektiven Ansatz schon enthalten, als Teil-Kenntnis des Objektes; sie wird im Ganzen „aufgehoben“, verschwindet in ihm als Teil, konstituiert ihn aber gleichwohl.

Quantitative Sozialforschung dagegen kommt zur Objektivität durch Prüfung von – subjektiven oder aus qualitativer Forschung stammenden – Hypothesen. Folgt man *Karl Popper*, dann muß die Hypothese so formuliert sein, daß sie prüfbar, also falsifizierbar ist (*Popper* 1966, S. 14–17, 47–59). Eine Hypothese kann nur so lange als wahr gelten (was auch heißt: der durch sie beschriebene Sachverhalt nur so lange als objektiv, von den Meinungen von Subjekten unabhängig), bis sie nicht widerlegt ist. Der hier verwandte Objektivitätsbegriff ist also *vorläufig gültig*, bis zum Beweis des Gegenteils. Der Objektivitätsbegriff der qualitativen Sozialforschung ist endgültig; er ist nur vorläufig, wenn die Struktur eines Objektes noch nicht ganz oder nicht entdeckt ist, also im Verlauf des Forschungsprozesses oder bei seinem Fehlschlag.

V. Prüfverfahren für qualitative Sozialforschung

Die Forderung intersubjektiver Nachprüfbarkeit der Ergebnisse besteht bei qualitativer Sozialforschung in gleicher Weise wie bei quantitativer. Zu unterscheiden sind drei Bestimmungen: Verlässlichkeit, Gültigkeit und Gültigkeitsbereich.

1. Verlässlichkeit

Gefragt wird, ob ein Verfahren bei mehrfacher Anwendung oder bei Anwendung durch verschiedene Forscher zu gleichen Ergebnissen führt, ob es „reliabel“ ist. Bei qualitativer Sozialforschung muß dazu der Ablauf des Suchprozesses berücksichtigt werden. Die früheren Phasen überwinden einseitige Betrachtung durch Variation der Perspektiven. Eine erneute Betrachtung der Daten nach Kenntnis weiterer Informationen wird deshalb bei fortschreitender Erfassung von Strukturen zu einer neuen, im Sinne des zukünftigen Resultats zu einer besseren Analyse führen. Zu Beginn des Forschungsprozesses sind Test-Re-Test-Verfahren also nicht verlässlich. Sie haben aber zunehmende Objektivität. Durch die Untersuchungsanlage ist intendiert, daß die Fehler der einseitigen, subjektiven Betrachtungsweise im Verlauf überwunden werden. Zu Ende des Forschungsprozesses, nach Auffindung der Struktur des Objektes aber müssen, folgt man den Regeln, alle Daten auf dieselbe Struktur weisen, die die objektive des Gegenstandes ist. Dasselbe trifft zu für die Beurteilung durch verschiedene Beobachter. Die Regeln besagen, daß jeder Faktor, der Einfluß auf die Ergebnisse haben kann, maximal variiert werden soll. Im Forschungsprozeß ist also schon eine Anweisung zur Überwindung unterschiedlicher, weil subjektiv gefärbter, vorläufiger Analysen enthalten. Die unterschiedliche Bewertung von Daten durch verschiedene Forscher zu Beginn der Analyse hat den gleichen Charakter und wird gleich behandelt, wie die unterschiedlichen Daten, die durch verschiedene Testpersonen oder unterschiedliche Beobachter oder unterschiedliche Testverfahren erstellt werden. Sie alle gehören einer frühen Phase der Untersuchung an, die nach Abschluß des Untersuchungsprozesses und Auffinden des Ergebnisses alle Unterschiedlichkeiten in einem Gesamtergebnis „aufhebt“.

Verlässlichkeit kann deswegen bei qualitativer Sozialforschung nur nach Abschluß des Such- oder Findungsprozesses geprüft werden. Dann ist das Kriterium sehr scharf: alle beliebigen im Zusammenhang mit dem Thema erstellten, bisher unbekannten und bei der Analyse nicht verwandten Daten müssen das Ergebnis bestätigen, wobei das 100 %-Kriterium gilt.

2. Gültigkeit

Hier will man wissen, ob das Verfahren erfaßt, was es zu erfassen angibt, nämlich ob es die Strukturen der untersuchten Gegebenheiten erkennen läßt. Die quantitative Sozialforschung unterscheidet den Vergleich mit internen und externen Daten, an denen die Validität gemessen wird.

In der qualitativen Sozialforschung sind Vergleiche durch Definition nur mit „internen“ Daten möglich. Der Forschungsprozeß verlangt, andere Betrachtungsweisen als die zunächst berücksichtigten und andere Informationen, als die zunächst vorliegenden, in die Analyse einzubeziehen. Die neuen Positionen sollen „maximal strukturell variiert“ sein. Dies erfordert die Aufnahme und Berücksichtigung von extremen Fällen. Dadurch erweitert sich der Forschungsbereich, der auf Gemeinsamkeiten untersucht und in dem einheitliche Strukturmerkmale festgestellt werden. Außerhalb dieses

Bereiches gibt es keine übereinstimmenden Daten, sonst ist der qualitative Forschungsprozeß nicht abgeschlossen. Ergebnisse können also nur mit Innenkriterien verglichen werden. Validität bei qualitativer Sozialforschung ist demnach immer „internal validity“.

Es gilt dann, wie bei der Verlässlichkeitsprüfung, die Regel, daß jeder beliebige andere Datensatz, der bisher nicht erhoben wurde, die Analyse bestätigen muß, und zwar ohne Einschränkung.

3. Gültigkeitsbereich

Die quantitative Sozialforschung macht keine Aussagen über den Gültigkeitsbereich ihrer Ergebnisse, außer daß sie, bei Total- und Stichproben-Erhebungen, die Gültigkeit für die vorab bestimmte Grundgesamtheit aufweist. Darüberhinaus und selbst für sie kann die erwähnte Poppersche Vorbehaltsklausel geltend gemacht werden, daß nämlich die Falsifizierung beständig droht, als Möglichkeit eingeräumt und bei der Interpretation der Daten berücksichtigt werden muß. Es gibt deswegen eine Reihe von Spekulationen, die auf der Basis theoretischer Überlegungen den Anspruch auf „Universalien“ für verschiedenartige Zusammenhänge anmelden, ohne daß dies empirisch überprüfbar ist (Davis-Moore 1945, Parsons 1970).

Empirische qualitative Sozialforschung bestimmt den Gültigkeitsbereich ihrer Ergebnisse durch den Forschungsprozeß, der das Feld abgrenzt, in dem strukturelle Bezüge vorhanden sind. Gültig sind die Ergebnisse nur innerhalb des durch die Untersuchung abgegrenzten „Systems“, nicht für andere Strukturen oder für alle Bezüge. Da die Regel der maximalen strukturellen Variation der Perspektiven die räumliche und zeitliche Prüfung der Grenzen des Gültigkeitsbereichs der Aussagen vorschreibt, sind alle Ergebnisse der qualitativen Sozialforschung räumlich und historisch begrenzt, sie gelten für bestimmte Gesellschaften oder Teile von ihnen und für bestimmte historische Perioden, in denen sie als gültig nachgewiesen wurden unter Angabe der Grenzen der Gültigkeit. Der Zwang zur räumlichen und historischen Variation der Perspektiven ist deswegen für qualitative Sozialforschung immer gegeben, unabhängig von den Möglichkeiten der Realisierung.

Das Prüfverfahren für den Gültigkeitsbereich ist die *Prognose*. Wird die Struktur einer Gegebenheit erforscht und gefunden und damit auch ihr Gültigkeitsbereich, so wird eine Prognose über die Existenz von Strukturmerkmalen auch dort – innerhalb des „Systems“ – möglich, wo nicht untersucht wurde, und zwar sowohl zeitlich/räumlich, als auch für die Art der vorzufindenden Beziehung²⁶.

Anmerkungen

- 1 Für die deutschsprachige soziologische Literatur sei verwiesen auf einen Großteil der Beiträge in dem von König (1973) herausgegebenen Handbuch und die Lehrbücher von Atteslander (1969), Friedrichs (1973), Mayntz, Holm, Hübner (1974), Opp (1976), Koolwijk, Wieken-Mayser (1974–77), für die Umfrageforschung auf Noelle (1963) und auf das DDR-Handbuch von

Friedrich, Henning (1975), jeweils mit ausführlichen Literaturangaben. Die einschlägige amerikanische Literatur ist viel umfangreicher. Hier sei lediglich hingewiesen auf die von *Neurath* (1979) kürzlich zusammengestellte Bibliographie von *Lazarsfeld*, der für die Entwicklung der quantitativen Methodologie von großer Bedeutung war.

- 2 Relevant ist die Literatur im Zusammenhang mit den Arbeiten der Chicago-Schule und dem Symbolischen Interaktionismus, in Teilen auch die über Ethnomethodologie. Meist wird in den Originalarbeiten jedoch der Methodologie und oft sogar der Methodik wenig Aufmerksamkeit gewidmet. Deutschsprachige Auswahlen neuerer amerikanischer Literatur aus diesem Bereich liegen vor, herausgegeben von *Gerdes* (1979), *Hopf, Weingarten* (1979), der *Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen* (1973) und von *Weingarten, Sack, Schenkein* (1976). Originäre Beiträge enthalten u. a. die Bände herausgegeben von der *Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen* (1976) und von *Soeffner* (1979). Zu letzteren siehe auch die Besprechung von *Küchler* (1980). Theoretisch wichtig sind die Bücher von *Habermas* (1973) und *Cicourel* (1974). Die meines Erachtens besten Lehrbücher über die Verfahren der qualitativen Sozialforschung, weil auch mit methodologischem Anspruch, sind die von *Glaser und Strauss* (1979) und *Glaser* (1978). Sie beschränken sich allerdings auf Fallstudien, unter Verwendung der von der Chicago-Schule bevorzugten Kombination der Methoden der Beobachtung und der Befragung. Daneben sind einige Bücher zu nennen, in denen vor allem Erfahrungen mit und Anregungen zu unstrukturierter Feldforschung zusammengestellt sind, etwa die von *Schatzmann und Strauss* (1973), *Loffland* (1971, 1976) *Bogdan und Tailor* (1975). Eine umfassende Methodologie der qualitativen Sozialforschung, also die Vorstellung und Erläuterung von Methoden mit Begründung, warum gerade so und nicht anders zu verfahren sei, fehlt meines Wissens. Die Beurteilung entspricht u. a. der von *Lazarsfeld* (*König, Stehr* 1976, S. 803). Es gibt jedoch eine Reihe verschiedenartiger Ansätze, auf die aber hier nicht eingegangen werden kann.
- 3 Siehe auch die Zusammenfassungen in den einleitenden Kapiteln bei *Gerdes* (1979), *Hopf, Weingarten* (1979), *Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen* (1973), *Weingarten, Sack, Schenkein* (1976).
- 4 Sie reicht bis in die 50er Jahre zurück und hat mich praktisch täglich mit der Anlage, Ausführung und Interpretation von Studien in Berührung gebracht. Die relativ kurze Zeit an der Universität Hamburg hat mein theoretisches Interesse gefördert und den Wunsch nach einer Kondensierung und Kodifizierung der Vorgehensweise bei qualitativer Sozialforschung zum Zwecke der Lehre entstehen lassen. Die Ansätze der qualitativen Sozialforschung, die mir im wesentlichen nützlich waren, sind zwei: zum einen ist es der sozialpsychologische der frühen *Lazarsfeld*-Schule, der mir vor allem von *Herta Herzog* vermittelt wurde, die sie in den USA weiterführte. Zum anderen die von *Lloyd Warner* und Mitarbeitern in Chicago vertretene anthropologisch orientierte Forschungsrichtung, in die Elemente der klinischen Psychologie aufgenommen worden waren. Ich habe in den 50er und 60er Jahren auch Arbeiten in dieser Tradition veröffentlicht, zumeist in psychologischen Fachzeitschriften. Die Rezeption und Weiterentwicklung des Image-Konzepts stammt ebenfalls daher. Von den neueren qualitativen soziologischen Arbeiten stehen mir die von *Anselm Strauss* und Mitarbeitern am nächsten.
- 5 „Früher“ ist im logischen Sinne gemeint: ein niedrigerer Abstraktionsgrad liegt vor einem höheren. Damit auch im genetischen Sinne: aus dem niederen geht der höhere hervor. Nicht behauptet wird eine historische Abfolge, obwohl es wahrscheinlich ist, daß Menschen sich früher mit Qualitäten als mit Zählen und Messen befaßt haben. *Hegel* setzt „abweichend von der gewöhnlichen Aufführung der Kategorien“, in seinem System Qualität eindeutig vor Quantität (*Hegel* 1969, S. 80).
Die Auffassung von der logischen Folge der Verfahren steht nicht im Gegensatz dazu, daß in der empirischen Praxis bei komplexen Forschungsverläufen ein Wechsel zwischen qualitativen und quantitativen Erhebungsmethoden erfolgen kann: zunächst qualitativ, dann Quantifizierung, dann wieder qualitativ, um Unverständliches zu klären, was wieder zur Quantifizierung führt, usw. Diese „Dialektik“, wie *Lazarsfeld* sagt (*König, Stehr* 1976, S. 805), ist tatsächlich ein Vor und Zurück bei der Quantifizierung; stellt es sich heraus, daß die Instrumente schlecht messen und Unverständlichkeiten produzieren, dann war der Sachverhalt von Anfang an schlecht aufgeklärt.
- 6 Die Auffassung über das Verhältnis von qualitativer und quantitativer Sozialforschung geht über die sowohl-als-auch-Position hinaus, die *Mobler* (1981) vertritt. Ich stimme zu, daß man beide Verfahrensweisen verwenden sollte, betone aber die Abfolge der Verfahren, die zur Einheit der Verschiedenartigkeit führt und es ermöglicht, die jeweiligen „Stärken“ und „Schwächen“ zu optimieren.

- 7 Für die empirische betriebswirtschaftliche Forschung wird der heuristische Ansatz von *Kubicek* (1977) gefordert, der sich über die mangelnde Effektivität sozialwissenschaftlicher Verfahren in der Betriebswirtschaft beschwert. Seine theoretische Argumentation liegt auf der Linie meiner eigenen.
- 8 Einflußreich war das Buch von *Miller, Galanter und Pribram* (1960, deutsch 1973), das erstens den in dieser Zeit stark diskutierten Begriff des „Images“ („Bild“, für Soziologen schon seit *Simmels* erstem Apriori verfügbar, *Simmel* 1958, S. 24, zuerst 1908) und zweitens den Begriff des „Plans“ verwandte. Von den neueren Autoren ist besonders *Dörner* (1979) zu nennen, der über die traditionelle Auffassung der Problemlösungs-Problematik hinausgeht, während *Bromme* und *Hömborg* (1977) vornehmlich die einschlägige Literatur vorstellen. Die Forschungsrichtung postuliert die Notwendigkeit der Entwicklung einer Wissenschaft zur Entdeckung von Neuem, leidet jedoch meiner Meinung nach unter der einseitigen Fixierung auf quantitative Methoden und datenverarbeitende Maschinen, sowie auf einer zu engen Definition der „Probleme“, die gelöst werden sollen. In diesem Zusammenhang ist ein Hinweis auf den „informations-theoretischen“ Ansatz von *Newell* und *Simon* (1972) angebracht und auf die in der DDR entwickelte „systematische Heuristik“ von *Müller* (1970).
- 9 Beispiele für die Anwendung der Hermeneutik im Bereich der Philosophie: *Habermas* (1971), in der Literatur: *Nassen* (1979), in Verbindung mit Psychoanalyse: *Leitbäuser, Volmerg* (1979), in der sozialwissenschaftlichen Theoriegeschichte: *Baumann* (1978).
- 10 Über die „explorative“ Verwendung von quantitativen Daten mit Hilfe statistischer Methoden siehe *Tukey* (1977).
- 11 Dieser Gegensatz entspricht der Zurückführung von „Erscheinung“ auf „Wesen“, wenn man Erscheinung als „Daten“ und Wesen als „Relation“ oder „Struktur“ operationalisiert. „Manifest“ und „latent“, beides in der Diskussion um qualitative und quantitative Inhaltsanalyse gebrauchte Ausdrücke, kann man dem zuordnen. „Bedeutung“ interpretiert sich auf Basis des hier verwandten Strukturbegriffs als Bezug einer bestimmten Erscheinung auf das Verhältnis aller Erscheinungen eines Systems, seines Wesens oder seiner (latenten) Struktur.
- 12 Gemeint ist besonders die neuere, symptom- oder problemorientierte medizinische Diagnostik, etwa *Hegglin* (1972), *Friedmann* (1975).
- 13 Hier liegt der Ansatz zur Bestimmung der vorurteilvollen Persönlichkeit, die nicht als Person mit falschen oder stereotypen Ansichten verstanden werden sollte, sondern als solche, die nicht bereit ist, ihr Vorverständnis zu überwinden, wenn bessere Informationen verfügbar sind. Einer starren Fassung des Begriffs, die in der einschlägigen Literatur vorherrscht, steht also die prozessuale gegenüber. Vergleiche auch *Rokeach* (1960) und *Gadamer*, der das Vorurteil positiv faßt (1975, S. 250–275).
- 14 Offene Fragen sind dann gut, wenn sie etwas vom Gegenstand einfangen. Dazu sollte man ihn schon etwas kennen. Offene Fragen müssen gegenstandsspezifisch sein. Beispiele für offene Fragen aus Fragebogenerhebungen: „Sprechen wir einmal über xy. Wie könnte man xy charakterisieren, was ist das Besondere, das Auffällige?“ – „Was ist gut und positiv an xy? Was weniger positiv?“ – „Bitte erzählen Sie mir eine Geschichte, in der xy vorkommt, erlebt oder ausgedacht: wie sie anfängt, was dann folgt und wie sie endet.“ – „Schildern Sie ihre Erfahrungen mit xy, die Sie selbst gemacht, oder von denen Sie gehört haben.“ – „Wie kann man xy einteilen (unterteilen, gliedern)?“ etc.
 Beispiel für offene Fragen bei Beobachtung sozialer Situationen: „Beschreiben Sie den Handlungsablauf, wie er beginnt, was dann folgt, wie er endet.“ – „Wie kann man die beobachteten Personen einteilen, welche gehören zusammen und warum?“ – „Um welche Themen, Anlässe dreht sich die Handlung?“ – „Wem nützt die Handlung und warum?“ – „Was drückt die beobachtete Person durch ihre Haltung aus, durch den Gesichtsausdruck, die Hände, die Kleidung, etc.“ – „Was sagen die Personen a b c normalerweise?“ – „Welche außergewöhnlichen Mitteilungen gibt es?“
 Beispiele für offene Fragen bei „Beobachtung“ von Texten: „Welche Hauptpersonen gibt es? Welche Nebenpersonen? Wie werden sie charakterisiert?“ – „Welche Situationen werden geschildert und wie?“ – „Welche Handlungsabläufe gibt es: Beginn, Verlauf, Ende?“ – „Welche Gegenstände (Sachverhalte, Umstände) werden geschildert und wie?“ – „Wie gliedert sich der Text und warum?“ – „Welche Teile (Themen, Beschreibungen) kommen häufiger vor und wie?“ – „Welche Teile (Sätze, Worte) sind hervorgehoben und wie?“ – „Wie ist die rhythmische (klangliche, sprachliche) Abfolge?“ – „Was ist besonders auffallend am Text und womit steht das im Zusammenhang?“ etc.

- 15 „Verstehen“ im hier beschriebenen Sinne ist Erkennen der Struktur eines Untersuchungsgegenstandes durch *Erforschung* der Bezüge und Relationen seiner Erscheinungsformen, nicht durch „Einfühlung“.
- 16 Das nur nummerierte statt analysierte Dokument im „Polish Peasant“ von *Thomas und Znaniecki* (1918–1920) ist ein frühes und monumentales Beispiel dafür.
- 17 Siehe dazu die Kritik *Blumers* am Repräsentativsample (1969).
- 18 Klassische soziologische Literatur bietet eine Fülle von Beispielen für die Anwendung des Grundsatzes der Analyse von Erscheinungen auf Gemeinsamkeiten. Explizit ausgedrückt bei *Marx*: „Dieselbe Verfahrensweise muß bei den Werten der Waren stattfinden. Wir müssen imstande sein, sie *alle* auf einen *allen gemeinsamen Ausdruck* zu reduzieren . . .“; „... so fragt es sich zunächst: Was ist die *gemeinsame* gesellschaftliche Substanz *aller* Waren?“ (*Marx* 1865, S. 123). Das Verfahren wurde bei der Analyse der Ware im „Kapital“ angewandt. Oder *Simmel*: „An den komplexen Erscheinungen wird das *Gleichmäßige* wie mit einem Querschnitt herausgehoben, das *Ungleichmäßige* an ihnen . . . gegenseitig paralyisiert“ (*Simmel* 1908, S. 11; meine Hervorhebungen).
- 19 *Georg Simmel* hat dies auch schon gesehen: jeder Einzelfall ist für die Analyse wichtig (*Simmel* 1908, S. 12).
- 20 *Dörner* weist besonders auf den dialektischen Charakter des Alltagslebens hin (1979, S. 141).
- 21 Die Beispiele sind zur Demonstration extrem verkürzt. In der konkreten qualitativen Sozialforschung wird man nie nur zwei Worte als Ausgangspunkt für eine Analyse nehmen, sondern immer ausführlichere Beschreibungen.
- 22 Zum Unterschied zwischen hermeneutischem und logischem Zirkel siehe *Hufnagel* 1976, S. 45 f., außerdem *Gadamer* 1975, S. 178, 275–283).
- 23 Dieser Ansatz wird von *Neisser* (1979) kritisiert: Wahrnehmung ist durch Wissen vorstrukturiert, das Schema wird zur Anpassung an neue Informationen modifiziert. Für diese Auffassung kann man sich auf die Forschungen von *Piaget* (1947) über Intelligenz berufen. Für unsere Betrachtung ist es gleichgültig, ob Teile zu einem Ganzen zusammengesetzt oder vorläufige Strukturen zu einer umfassenderen neuen modifiziert werden; in beiden Fällen geht man von vorläufigen und kleineren Einheiten aus und kommt zu größeren und endgültigen.
- 24 Siehe zum Problem des Anfangs in der dialektischen Denkweise von *Hegel* und *Marx*, *Stapel-feldt* (1979).
- 25 Eine gute Einführung in die Gestaltpsychologie gibt *Katz* (1948). Zu den Gestaltgesetzen siehe S. 30–36. Einführend auch *Köhler* (1971).
- 26 Das Prognose-Kriterium ist für Wissenschaften mit entwickelter Diagnostik selbstverständlich, beispielsweise die Medizin. Ist die Diagnose einer Krankheit richtig, ist auch die Prognose über ihren Verlauf gegeben. Dieser Prognose-Begriff entspricht dem der qualitativen Sozialforschung. Quantitative Sozialforschung dagegen prognostiziert durch Fortschreibung von Trends bei Annahme der Kontrollierbarkeit von Einflußfaktoren.

Literatur

- Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen* (Hrsg.), Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit, 2 Bde., Reinbek 1973.
- Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen* (Hrsg.), Kommunikative Sozialforschung, München 1976.
- Atteslander, Peter*, Methoden der empirischen Sozialforschung, Berlin 1969.
- Baumann, Zygmunt*, Hermeneutics and Social Science, New York 1978.
- Blumer, Herbert*, Public Opinion and Public Opinion Polling, in: *Herbert Blumer*, Symbolic Interactionism, Englewood Cliffs, N. J. 1959, S. 195–208.
- Bogdan, Robert*, und *Steven J. Taylor*, Introduction to Qualitative Research Methods, New York, London, Sydney, Toronto 1975.
- Bromme, Rainer*, und *Eckhard Hömberg*: Psychologie und Heuristik, Darmstadt 1977.
- Cicourel, Aaron V.*, Methode und Messung in der Soziologie, Frankfurt am Main 1974 (zuerst englisch 1964).
- Davis, Kingsley*, und *Wilbert E. Moore*, Some Principles of Stratification, in: American Sociological Review, 10, 1945, S. 242–249.
- Dörner, Dietrich*, Problemlösen als Informationsverarbeitung, Stuttgart 1979² (zuerst 1976).
- Duncker, Karl*, Zur Psychologie des produktiven Denkens, Berlin, Heidelberg, New York 1974³ (zuerst 1935).

- Freud, Sigmund, Über den Gegensinn der Urworte. Gesammelte Werke, Bd. 8, 1943, S. 214–221, London (1909–1913).
- Freud, Sigmund, Die Verneinung. Gesammelte Werke, Bd. 14, 1948, S. 11–30, London (1925–31).
- Friedmann, Harold (Hrsg.): Problem-oriented Medical Diagnosis, Boston 1975.
- Friedrich, Walter, und Werner Henning, Der sozialwissenschaftliche Forschungsprozess, Berlin (DDR) 1975.
- Friedrichs, Jürgen, Methoden empirischer Sozialforschung, Reinbek 1973.
- Gadamer, Hans-Georg, Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik, Tübingen 1975⁴ (zuerst 1960).
- Gerdes, Klaus (Hrsg.), Explorative Sozialforschung, Stuttgart 1979.
- Glaser, Barney G., und Anselm L. Strauss, The Discovery of Grounded Theory. Strategies for Qualitative Research, New York 1979¹⁰ (zuerst 1967).
- Glaser, Barney G., Theoretical Sensitivity, Mill Valley, Calif. 1978.
- Habermas, Jürgen, Zur Logik der Sozialwissenschaften, Materialien, Frankfurt am Main 1973³ (zuerst 1970).
- Habermas, Jürgen u. a. (Hrsg.), Hermeneutik und Ideologiekritik, Frankfurt am Main 1971.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich, Wissenschaft der Logik I. Werkausgabe, Bd. 5, Frankfurt am Main 1969 (1812, 1831).
- Heggin, Robert, Differentialdiagnose innerer Krankheiten, Stuttgart 1972¹².
- Hoffmann-Riem, Christa, Die Sozialforschung einer interpretativen Soziologie, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 32, 1980, S. 339–372.
- Hopf, Christel, und Elmar Weingarten (Hrsg.), Qualitative Sozialforschung, Stuttgart 1979.
- Hufnagel, Erwin, Einführung in die Hermeneutik, Stuttgart 1975.
- Katz, David, Gestaltpsychologie, Basel 1948².
- Köhler, Wolfgang, Die Aufgabe der Gestaltpsychologie, Berlin, New York 1971 (zuerst englisch 1969).
- König, René (Hrsg.), Handbuch der empirischen Sozialforschung, 3. Aufl. Stuttgart 1973 f.
- König, René, und Nico Stehr, Ein letztes Gespräch mit Paul F. Lazarsfeld (1901–1976) über sich selbst, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 28, 1976, S. 796–807.
- Koolwijk, Jürgen van, und Maria Wieken-Mayser (Hrsg.), Techniken der empirischen Sozialforschung, Bd. 2–7, München, Wien 1974–77.
- Küchler, Manfred, Qualitative Sozialforschung, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 32, 1980, S. 373–386.
- Kubicek, Herbert, Heuristische Bezugsrahmen und heuristisch angelegte Forschungsdesigns als Elemente einer Konstruktionsstrategie empirischer Forschung, in: Richard Köhler (Hrsg.), Empirische und handlungstheoretische Forschungsinterpretationen in der Betriebswirtschaftslehre, Stuttgart 1977.
- Lazarsfeld, Paul F., Historical Notes on the Empirical Study of Action: An Intellectual Odyssey, in: Paul F. Lazarsfeld, Qualitative Analysis, Boston 1972 S. 53–105.
- Leithäuser, Thomas, und Birgit Volmerg, Anleitung zur empirischen Hermeneutik. Psychoanalytische Textinterpretation als sozialwissenschaftliches Verfahren, Frankfurt am Main 1979.
- Lewin, Kurt, Die Lösung sozialer Konflikte, Bad Nauheim 1955.
- Loffland, John, Analyzing Social Settings, Belmont, Calif. 1971.
- Loffland, John, Doing Social Life, New York, London, Sydney, Toronto 1975.
- Marx, Karl, Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie (Rohentwurf), Einleitung, Berlin (DDR) 1974² (1857–1858).
- Marx, Karl, Lohn, Preis und Profit, in: Marx-Engels-Werke 16, Berlin (DDR) 1962 (1865).
- Mayntz, Renate, Kurt Holm und Peter Hübner, Einführung in die Methoden der empirischen Soziologie, Opladen 1974⁴ (zuerst 1969).
- Metzger, Wolfgang, Gesetze des Sehens, Frankfurt am Main 1936.
- Miller, Georg A., Eugene Galanter und Karl H. Pribram: Strategien des Handelns. Pläne und Strukturen des Verhaltens, Stuttgart 1973 (zuerst englisch 1960).
- Mills, C. Wright, The Sociological Imagination, New York 1959.
- Mohler, Peter Ph., Zur Pragmatik qualitativer und quantitativer Sozialforschung, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 33, 1981, S. 716–734.
- Müller, J., Grundlagen der systematischen Heuristik, Berlin (DDR) 1970.
- Nassen, Ulrich (Hrsg.), Studien zur Entwicklung einer materiellen Hermeneutik, München 1979.
- Neisser, Ulrich, Kognition und Wirklichkeit. Prinzipien und Implikationen der kognitiven Psychologie, Stuttgart 1979 (zuerst englisch 1976).

- Neurath, Paul M., The Writings of Paul F. Lazarsfeld: A Topical Bibliography, in: Robert K. Merton, James S. Coleman, Peter H. Rossi, Qualitative and Quantitative Social Research. Papers in Honor of Paul F. Lazarsfeld, New York, London 1979.
- Newell, A., und H. A. Simon, Human Problem Solving, Englewood Cliffs 1972.
- Noelle, Elisabeth, Umfragen in der Massengesellschaft, Reinbek 1963.
- Oevermann, Ulrich, Tilmann Allert, Elisabeth Konau und Jürgen Krambeck, Die Methodologie einer „objektiven Hermeneutik“ und ihre allgemein forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften, in: Hans-Georg Soeffner (Hrsg.) 1979, S. 352–434.
- Opp, Karl-Dieter, Methodologie der Sozialwissenschaften, Reinbek 1976².
- Parsons, Talcott, Evolutionäre Universalien der Gesellschaft, in: Wolfgang Zapf (Hrsg.), Theorien des sozialen Wandels, Köln, Berlin 1970², S. 55–74 (zuerst englisch 1964).
- Piaget, Jean, Psychologie der Intelligenz, Zürich 1947.
- Popper, Karl R., Logik der Forschung, Tübingen 1966² (zuerst 1934).
- Rokeach, Milton, The Open and the Closed Mind, New York 1960.
- Schatzman, Leonard, und Anselm L. Strauss, Field Research. Strategies for a Natural Sociology, Englewood Cliffs, N. J. 1973.
- Simmel, Georg, Die Gegensätze des Lebens und der Religion, in: Das freie Wort, 1904, S. 305–312.
- Simmel, Georg, Soziologie, Berlin 1958⁴ (1908).
- Soeffner, Hans-Georg (Hrsg.), Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften, Stuttgart 1979.
- Stapelfeldt, Gerhard, Das Problem des Anfangs in der Kritik der Politischen Ökonomie, (Hamburger Diss. 1978), Frankfurt am Main, New York 1979.
- Thomas, William I., und Florian Znaniecki, The Polish Peasant in Europe and America, Bd. 5, Boston 1918–1920.
- Tukey, John W., Exploratory Data Analysis, Reading, Mass. 1977.
- Weingarten, Elmar, Fritz Sack und Jim Schenkein (Hrsg.), Ethnomethodologie. Beiträge zu einer Soziologie des Alltagshandelns, Frankfurt am Main 1976.

Korrespondenzanschrift
 Prof. Dr. Gerhard Kleining
 Elbchaussee 159
 2000 Hamburg 52